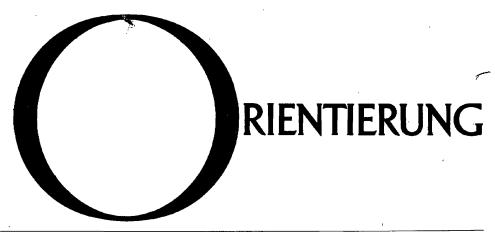
Katholische Blätter für weltanschauliche Information



Nr. 13/14 48. Jahrgang

Dopppelnummer

Zürich, 15./31. Juli 1984

S WAR NICHT EIN Anfänger, sondern ein langjähriger Beobachter von Katholiken- und Kirchentagen, der uns bei der Ankunft in München auf Indizien für ein geplantes politisches Ziel auf der diesjährigen Veranstaltung aufmerksam machte. Vieles spreche dafür, daß das bunte Programm des 88. Deutschen Katholikentages nur Beiwerk für die eine Großdemonstration zur Veränderung des § 218 sei; man wolle die Katholiken für den Kampf gegen die liberalisierte Abtreibungsgesetzgebung mobilisieren und sie um dieses eine Thema sammeln. Deshalb die Nähe zur Parole «Wähle das Leben» mit dem vom «Zentralkomitee der Deutschen Katholiken» (ZdK) gewählten Motto: «Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt».

Derselbe Beobachter meinte am Schluß: «Der Katholikentag ist seinen Planern entglitten.» Mit diesem Urteil stand er nicht allein. In verschiedensten, sowohl «weltlichen» wie kirchennahen Kommentaren wurde dem Katholikentag ein «Eigenleben» attestiert, zu dem die unterschiedlichsten Gruppen beitrugen und in dessen «Mammutprogramm der unbegrenzten Christlichkeiten» die Politik von einer tragenden Säule zu einem «netten Seitenpfeiler» geworden sei. Das Bedauern darüber, daß die Entwicklung zum «Markt der Möglichkeiten» (die Bezeichnung stammt von einer Halle an den zwei letzten Evangelischen Kirchentagen) eine «politische Willensbildung nun nicht mehr möglich» mache, war bereits an einer vorbereitenden Tagung über den «Strukturwandel der Katholikentage» von einem Kenner ihrer Geschichte (Prälat *Hanssler*) geäußert worden. In einer abschließenden Bilanz des Direktors der KNA (auch von Kathpress und Kipa verbreitet) erstreckte sich die Klage dann sogar auf eine mangelnde Übereinstimmung in «Grundfragen», als ob es in all der Vielfalt überhaupt keine Einheit mehr gegeben habe: «Einheit im Glauben, im Gebet wenigstens? Nicht einmal das.»

Ein Kardinal spielte mit

Wer in solche Klagen nicht einstimmt und die unverkrampfte, lockere Art schätzt, mit der unterschiedliche Gruppen ihre Standpunkte vertreten haben, weil gerade darin «Bereitschaft zu offener Begegnung» und «Wille zum Miteinander» zu Tage tritt, wird es auch positiv finden, daß der Katholikentag selber seine Akzente gesetzt hat und daß dies auch im offiziellen Rahmen von unten her geschehen ist, gar nicht so viel anders als dort, wo ausdrücklich die «Initiative Kirche von unten» (IKvu) als Veranstalterin auftrat. Trotz der Unüberschaubarkeit von über 1000 Veranstaltungen (!) ließe sich das wohl am einen oder anderen Thema zeigen, das von einer breiten Zahl als «Zeichen der Zeit» wahrgenommen wurde, so die Arbeitslosigkeit, das Ausländerproblem und die Stellung der Frau in Kirche und Gesellschaft. Wie zum Beispiel bei diesem letzten Thema die Berliner Senatorin Hanna-Renate Laurien sowohl über die nicht bestehende berufliche Chancengleichheit als auch über die «Männerkirche» und für das immer noch nicht verwirklichte Diakonat der Frau sprach - sie nahm weder in Richtung auf Bischöfe noch auf Parteifreunde in der CDU ein Blatt vor den Mund -: Hätte das nicht auch ins «Politische Café» der Frauen im Löwenbräukeller gepaßt, wo sich die IKvu eingemietet hatte?

Auf den verschiedenen offiziellen Podien im Messegelände usw. wurden in größerer Zahl als auf früheren Katholikentagen auch Mitglieder der SPD vermerkt. Als ausländischer Besucher wurde man freilich den Eindruck einer auffälligen Mehrheit von CDU-Prominenz nicht so leicht los. Wenn trotzdem ein gewisses Bemühen um politischen «Pluralismus» erkennbar war, so gilt es zu fragen: In welchen Bereichen und in welcher Bandbreite wurde er zugelassen, und wie weit führte er nicht zu einer gegenseitigen Neutralisierung der Standpunkte und damit zu einer Verharmlosung der anstehenden Probleme?

Als Test zur Beantwortung dieser Fragen legen sich das Friedensthema und die Friedensbewegung nahe. Nach dem Nachrüstungsstreit im vergangenen Herbst hätte man

KATHOLIKENTAG

Akzente «von unten»: Strukturwandel der Katholikentage - Geplante politische Willensbildung nicht mehr möglich - Offizielles Programm im Münchner Messegelände und «Initiative Kirche von unten» (IKvu) im Löwenbräukeller - Gegenseitige Ergänzung - Hüben und drüben unbefriedigende Debatten um Friedensbewegung -Ökumenischer Gottesdienst: Verwirrung, Erlebnis, Nacharbeit - Wenig profilierter «Widerstreit» über Gemeindevorstellungen - Annäherung trotz Erzbischof Dybas Attacken - Kardinal Lorscheiders Verteidigung der Befreiungstheologie - Sein Besuch bei der IKvu: «Niemand soll an den Rand des Spielfelds gewiesen werden.» L. Kaufmann und M. Maier

FRIEDEN

Kein Thema in Frankreich?: Memorandum westdeutscher Atomwaffengegner an die französische Linke – Warum so unterschiedliche Einstelungen? – Frankreichs Weg zur Atommacht –
«Nationaler Konsens» über die «force de frappe» – Trotzdem prominente Abweichler – Bericht über eine Tagung mit Generälen und Bischöfen in Paris – Deutsche Friedensbewegung
aus französischer Sicht – Wo stehen die Kirchen?

Martin Maier. Zürich

KARL RAHNER

Brieffolge aus der Konzilszeit (II): Wie Karl Rahner auf die Maßnahme einer römischen Vorzensur reagiert – Soll er überhaupt nicht mehr schreiben? – «Ich resigniere nicht. Es wird gekämpft.» – Bittschrift von Wissenschaftern an den Papst – Weg von Innsbruck? – Konzilsbeginn: Kann Rahner in Ottavianis Theologischer Kommission mitwirken? – Entscheidender Durchbruch in der Ablehnung des vorgeformten Schemas «Von den Quellen der Offenbarung».

(Briefe bis Dez. 62)

MOSAMBIK

Dürre, Bürokratie, Hunger: Reportage einer abenteuerlichen Erkundungsfahrt für Hilfsaktion in der Provinz Tete – Wie gelangt der lebensnotwendige Mais aus dem Überflußland Malawi zu den Hungernden? – Kein Benzin und keine Sicherheit auf Verkehrswegen – Bedrohung von Südafrikas Söldnern – Ein Staat, der vielleicht keiner mehr ist (vgl. Kasten).

Rupert Neudeck, Troisdorf b/Köln

GALILEI

Die Entdeckung seiner «wahren» Häresie: Ein neuer Fund – Nicht wegen des Kopernikanismus, sondern wegen des Atomismus kam es zum zweiten Verfahren gegen Galilei – Die Transsubstantiationslehre schien bedroht – Warum er trotzdem nicht verbrannt wurde – Die offene Frage nach dem Denunzianten. Klaus Litwan, Sarnen

BUCHBESPRECHUNG

Der Assisi-Untergrund: Die Judenrettung in Italien am Beispiel von Assisi – Der Jude Ramati erweist Kirchenleuten seine Reverenz.

Robert Hotz

ja wohl erwarten dürfen, daß das Friedensthema ähnlich wie vor zwei Jahren in Düsseldorf auch in München wieder eine dominierende Rolle spielen würde. Aus der Sicht der Veranstalter -sollte dies aber offenbar gerade verhindert werden: Von 40 Teilnehmern auf den Friedenspodien konnte man gerade 4 dem Kontext der Friedensbewegung zurechnen, und der Themenhalle «Friedenswerkstatt» wurden auf dem Messegelände die kleinsten Räumlichkeiten zugewiesen. Die beiden Säle «München» und «Bavaria» boten jeweils nur 500 Teilnehmern Platz, und während der Diskussionsforen drängten sich vor den Türen stets Hunderte, die nicht mehr eingelassen wurden. Im gegebenen Rahmen liefen je zwei Diskussionsforen parallel: Im einen ging es um theologische und ethische Fragestellungen, im anderen standen friedens- und sicherheitspolitische Themen im Vordergrund. Doch bedingt durch die einseitige Auswahl der Sprecher blieben größere Kontroversen aus, und die Friedenswerkstatt bot den Teilnehmern nur wenig Möglichkeiten einzugreifen oder einzuwirken.

So kam gerade in der Friedensfrage dem «Katholikentag von unten» eine komplementäre Rolle zu. Sie wurde denn auch in verschiedenen Anlässen - u.a. mit einem Protestgang für den Frieden durch die Münchner Innenstadt - wahrgenommen. Um so bedauerlicher war es, daß die Friedensveranstaltung mit Alfred Mechtersheimer und Roland Vogt in der Mollhalle von Mitgliedern der «Marxistischen Gruppe» ohne erkennbares Motiv gestört wurde, so sinnlos, daß man sich fragen mußte, ob diese «Marxisten» nicht aus einer ganz anderen Richtung gesteuert wurden. Vor allem aber mußte man sich fragen, ob es nur an dieser Störung lag, daß es zu einer echten Auseinandersetzung über die möglichen Aufgaben der Friedensbewegung in der jetzigen - doch wohl nach wie vor bedrohlichen! - Situation der vollzogenen und sich vollziehenden Nachrüstung in diesem Rahmen der IKvu so wenig wie auf dem Messegelände gekommen ist.

Verwirrung um den ökumenischen Gottesdienst

Läßt sich Erfreulicheres über das Anliegen der Ökumene berichten? Im offiziellen Programm wurde es vor allem von Heinrich Fries in seinem Vortrag «Kirchen sollen Kirchen bleiben und eine Kirche werden» wahrgenommen. Der IKvu war es vorbehalten, ein Zeichen zu setzen. Nach sorgfältiger Schätzung erlebten 9000 Menschen in der Mollhalle einen ökumenischen Gottesdienst, bei dem Hans Küng zu 1 Kor 1, 9-18 (Ist denn Christus zerteilt?) und Jörg Zink zu Joh 4, 5-26 (Im Geist und in der Wahrheit anbeten) predigten. Hierauf wurde die Eucharistie nach dem Formular der Lima-Liturgie gefeiert. Über diese Feier schwirrten alle möglichen Meldungen herum, und noch in einem zusammenfassenden Fernsehbericht nach Abschluß Katholikentag hieß es, sie habe «trotz des Verbots» des Münchner Erzbischofs stattgefunden. Hier gilt es zu fragen, was von Erzbischof Wetter verboten wurde und was stattgefunden hat.

Vorausgegangen war ein Brief Wetters an Küng; aus dem der folgende Passus wörtlich zitiert sei: «Auch wenn Sie, wie Sie Herrn Generalvikar Huber gesagt haben, Präfation und Wandlungsworte allein sprechen, so liegt doch eine Interzelebration vor, da der nichtkatholische Amtsträger nach Ihren Mitteilungen Präsidialgebete übernimmt. Für den Fall, daß Sie trotzdem interzelebrieren, möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie die Liturgie in der vorgesehenen Form (Lima-Liturgie) nicht in der Einheit der katholischen Kirche feiern.» Küng betete dann das gesamte Hochgebet allein, und der Erzbischof erklärte vor versammelter Presse, er respektiere, daß Herr Professor Küng seinen Brief «sehr ernstgenommen» habe, und schloß (in Beantwortung einer Journalistenfrage): «Ich sehe keinen Grund für Konsequenzen.»

Angesichts dessen läßt sich also wohl nicht, wie geschehen, behaupten, es sei «die Lima-Liturgie verboten» worden. Sie, samt ihrem Hintergrund, der Konvergenzerklärung von mehr als 100 offiziell delegierten Theologen aller großen christlichen Kirchen über Taufe, Eucharistie und Amt (1982 in Lima angenom-

men), bekanntzumachen, war das Anliegen der action 365, die außer in einer Messehalle noch zwei Stände im Freigelände und in der Fußgängerzone der Innenstadt hatte. Ihre Plakate und Prospekte trugen die Aufschrift «Einheit jetzt möglich», und ihre engagierten Leute (mit A. Ahlbrecht und W. Tarara SJ) machten die beglückende Erfahrung, daß die Teilnehmer an der großen ökumenischen Feier der IKvu nach dem Erlebnis in der Mollhalle auf weitere Information begierig und zur Nacharbeit willens waren. So sei sozusagen «der Kopf dem Herzen gefolgt», wie sie sagten, was der Tradition der altkirchlichen «mystagogischen Katechese» (zuerst tun, dann verstehen, bzw. zuerst vollziehen lassen, dann erklären) entspreche. Die Nachfrage nach einer Arbeitsmappe mit den Lima-Texten¹ war jedenfalls (zumal angesichts des allgemeinen Papierangebots) sehr beeindruckend.

Katholikentag im Widerstreit?

Wie die action 365 eine Brücke zwischen dem offiziellen Katholikentag und dem «von unten» bildete, so zum Beispiel auch amnesty international. Dessen Generalsekretär Frenz wirkte sowohl auf einem Podium in der Halle «Weltkirche» wie in der «Nacht der Solidarität» der IKvu in der großen Olympiahalle mit. Die Zulassung von amnesty war neu und ist das Verdienst von deren Münchner Gruppe, die aus der Pfarrei St. Ursula herausgewachsen ist, und der man somit die «Kirchlichkeit» nicht absprechen konnte. Überhaupt wäre als Positivum dieses Katholikentags seine starke lokale Verwurzelung zu nennen. Auch beim Zustandekommen einer gemischten bzw. gemeinsamen Veranstaltung IKvu/ZdK hatte die Regionalgruppe München der IKvu besonderes Verdienst, und es war nicht von ungefähr, daß der Vorsitzende des Pfarrgemeinderates von St-Ignatius, der Arzt Thomas Ruhl, auf dem Podium als erster IKvu-Sprecher - übrigens mit einer biblischen Meditation und 10 «Impulsen» für eine lebendige Gemeinde - auftrat. Das Thema der Veranstaltung lautete «Gemeindevorstellungen im Widerstreit».

Zu einer wirklichen Kontroverse kam es kaum, da der erste vom ZdK bestellte Sprecher (Pfr. Friedberger) gleich vorweg eine ganze Reihe von Postulaten zur Verlebendigung von Gemeinde vortrug, die auch der IKvu nicht fremd waren, und weil der zweite Sprecher auf der selben Seite (Lillig vom Landeskomitee der bayrischen Katholiken), nachdem er sein Plädoyer für «Ausgewogenheit» und gegen Politik in der Kirche absolviert hatte, nicht weiter insistierte und auf die Argumente der Gegenseite nicht mehr einging. Die Gegenseite vertrat jetzt zwar mit markanten Formulierungen der Pfarrer von Marl (Industriegemeinde im Bistum Münster), Ferdinand Kerstiens; aber als er darlegte, wie eine vom Evangelium gebotene Parteilichkeit der Gemeinde aussehen könnte und welche Rolle dabei dem Pfarrer - bei aller Respektierung anderer Meinungen z.B. in der Nachrüstungsfrage – zukomme, wurde ihm nicht nur das Wort abgeschnitten, sondern gerade hier, wo die Auseinandersetzung hätte beginnen müssen, damit aufgehört. Denn wie auf einem Podium im Messegelände von einem Vertreter des BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) gegenüber hohen Tieren betont wurde, durften ja gerade die Gemeinden sich nicht um die auch strukturelle Bekehrung herumdrücken. Es ist deshalb erschreckend, wie selten - Ergebnis einer Umfrage ein Pfarrgemeinderat sich mit politischen, ja auch nur kommunalpolitischen Fragen und ganz konkret mit der Arbeitslosigkeit auseinandersetzt, wie man wiederum von Kerstiens vernehmen mußte; doch auch dazu hatte die Gegenseite nichts zu sagen. Dafür ließ man allerdings viel Zeit zur Aussprache in spontan sich unter den Teilnehmern bildenden Kreisen und Gruppen, die durchaus «gemischten» Charakter hatten, so daß die ganze Veranstaltung - trotz der Enge des bei weitem zu kleinen Saales - zweifellos im Zeichen der Annäherung stand.

¹ Preis DM 10,-. Zu beziehen bei: action 365, Kennedyallee 111a, D-6000 Frankfurt/M. 70. Ebendort ist die Augustnummer von «ökumene am ort» mit den beiden Predigten von Küng und Zink erhältlich.

Wie deplaziert gerade deshalb die maßlosen Angriffe des seit einem Jahr in Fulda amtierenden Erzbischofs *Dyba* gegen die IKvu waren, trat sogar auf der allgemeinen Pressekonferenz zutage, als Kardinal Höffner Dybas pauschalen Verurteilungen betonte Differenzierungen entgegensetzte. Auch der IKvu – besonders ihrer Pressesprecherin Schulze-Berndt – wird man es zugute halten dürfen, daß sie kühl und besonnen reagierte, zumal die sich häufenden «Blitze aus Fulda» bereits inflationär wirken.

Solidarität - Befreiungstheologie - christliche Praxis

Wenn es nötig war, der «Kirche von unten» ihre Ehre zurückzugeben, so geschah dies mit dem Auftreten von Kardinal Aloisio Lorscheider während der «Nacht der Solidarität» in der Olympiahalle. Vom Reporter des NDR nach der Absicht dieses Besuches befragt, antwortete Lorscheider: «Ich bin eingeladen worden ... Es geht um Solidarisierung. Es gibt ja so viele Gruppen, die sich engagieren. Ich bin dafür, daß möglichst alle spielen können und niemand an den Rand des Spielfelds gewiesen wird.» So spielte denn der brasilianische Kardinal auch selber mit. Schon im Vorfeld des Katholikentags war er in Dachau mit den Ordensleuten auf der Friedenswallfahrt zusammengekommen, und am ersten Morgen hatte er in der St.-Andreas-Kirche von der «Macht der Kleinen, die siegen wird» gesprochen. Auf dem offiziellen Podium «Kirche im Aufbruch» gab er dann Zeugnis vom Leben der brasilianischen Kirche, die sich immer mehr von den politischen Mächten distanziere und mit den Armen solidarisiere. Er wehrte sich dagegen, daß die Armen Brasiliens als «unterentwickelt» bezeichnet werden: nicht unterentwickelt, sondern unterdrückt (zumal in wirtschaftlicher Hinsicht) sei dieses Volk. Deshalb müsse die Kirche Partei ergreifen und sich auf die Seite der Armen stellen.2 Wurde Lorscheider schon hier mehrmals vom Applaus der 5000 Zuhörer unterbrochen, so bereiteten ihm die Zehn- oder Zwölftausend in der Olympiahalle einen wahre Ovation. Sie galt dem bei aller heiteren Bescheidenheit überlegenen und unerschrockenen Verteidiger jener kirchlichen Basisbewegung und ihrer Theologie, die schon längst nicht mehr auf Lateinamerika beschränkt ist. Denn so erklärte Lorscheider wörtlich: «Die Befreiungstheologie ist politisch engagiert. Für mich gibt es keine Theologie, die nicht politisch engagiert ist. Entweder ist sie engagiert für die Gesellschaft, wie sie ist – eine schlechte Gesellschaft –, oder für eine neue Gesellschaft.»

Lorscheider stellte auch die Frage nach der Solidarität, nach dem gegenseitigen Nehmen und Geben der Befreiungstheologie drüben und hier, und der christlichen Praxis, aus der sie erwächst und zu der sie führt: «Die erste große Solidarität uns gegenüber», sagte er, «müßt ihr in Deutschland selber üben: aufspüren, wer hier unterdrückt ist, und zu einer Erfahrung von Befreiung gelangen. Dann weiter denken über die Wirtschaft, die Zusammenhänge von Unterdrückung über euer Land hinaus, wie weit man selber Unterdrücker ist ...»

Mit diesen Worten machte es der Kardinal deutlich, wie er das Mitspielen möglichst aller versteht: nicht so, daß die Wahrheitsfrage unter den Tisch fällt. Vielmehr wird die Suche nach dem «wahren Leben» gerade dort akut und aktualisiert, wo Unterdrückung aufgedeckt wird: mit dem Ziel möglicher Bekehrung und Befreiung.

L. Kaufmann und M. Maier

² Schon in diesem Zusammenhang sprach der Kardinal von der *Theologie der Befreiung*. Er wertete es als großes Mißverständnis – aus Unkenntnis unserer Situation –, wenn Kirchenführer und Theologen in Europa diese Theologie als eine bloße sozialkritische und innerweltliche Heilslehre sähen. Wörtlich sagte Lorscheider: «Die Leute hier sind weit weg und verstehen nicht, wie die wirkliche Lage unseres Volkes ist. Unser Volk ist nicht unterentwickelt, es ist unterdrückt. Es muß also befreit werden, wenn es an der menschlichen Würde und der christlichen Berufung teilhaben soll. Die Theologen denken darüber nach, wie für diese Menschen die Botschaft vom der Auferstehung Christi, die Botschaft vom Leben, die Botschaft zum Reich Gottes Wirklichkeit werden kann. Die Begriffe Ausbeutung und Unterdrückung sind nicht marxistisch, sondern stammen aus der Soziallehre der Kirche. Und auch die grundlegende Befreiung geschieht durch Christus, die dann eine neue, menschenwürdige Gesellschaft ermöglicht.»

FRIEDEN KEIN THEMA IN FRANKREICH?

«Das Gespenst unserer unbewältigten Vergangenheit ist aus einer finsteren Gruft des Vergessens und Verdrängens wieder auferstanden, in die es auch ständige Beteuerungen der deutsch-französischen Freundschaft nicht haben verbannen können.» Zu dieser besorgten Einschätzung der jüngsten Entwicklung der deutsch-französischen Beziehungen sieht sich eine Gruppe von prominenten westdeutschen Atomwaffengegnern (unter ihnen Heinrich Albertz, Ingeborg Drewitz, Alfred Mechtersheimer und Ernst Tugendhat) genötigt. Ziel ihres «Memorandums an die französische Linke zur friedenspolitischen Diskussion in Europa anlässlich der zweiten Direktwahl zum Europäischen Parlament am 17. Juni 1984» ist es, den in einer Sackgasse des gegenseitigen Nicht-mehr-Verstehens stekkenden Dialog zu Frieden und Atomwaffen zwischen den Nachbarnationen neu anzuknüpfen.

Der vergangene «heiße Herbst» in Deutschland hatte der französischen Presse Anlaß zu vielerlei Mutmaßungen gegeben. Der Figaro beschwor die «deutsche Krankheit», der sozialistische Matin witterte das «Aufkommen des Nationalpazifismus», und die ebenfalls der Linken nahestehende Wochenzeitung Nouvel Observateur zog die befremdliche Parallele: «Es gibt einen bestimmten Pazifismus, der sehr deutlich anzeigt, daß es denen heute so wenig wie zu Hitlers Zeiten darum zu tun

ist, für die Demokratie zu sterben.» André Glucksmann, der mit seinem Buch «La force du vertige»² eine mehr polemischverunglimpfende denn eine sachliche Auseinandersetzung mit der deutschen Friedensbewegung führte, bestimmte die Diskussion zur Atomwaffenfrage in Frankreich, und das französische Fernsehen räumte ihm sogar eine eigene Abendsendung ein. Umgekehrt erwies sich die deutsche Friedensbewegung mit ihren Argumenten gegen Nachrüstung und Rüstungswahn offensichtlich als nicht überzeugungskräftig genug, um Verständnis oder gar Unterstützung für ihre Anliegen bei einer größeren Zahl von Franzosen zu finden.

Frankreichs Weg zur Atommacht

Eine erste Erklärung für die unterschiedlichen Einstellungen in den beiden Nachbarländern liefern einige politische Fakten der Nachkriegsgeschichte: Frankreich hatte sich 1966 unter de Gaulle militärisch aus der NATO zurückgezogen und mit dem Aufbau eines eigenen Nuklearwaffenpotentials, der «force de frappe», begonnen. Dieser Schritt lag in de Gaulles Bestrebung begründet, Frankreich im Kontext eines geeinten Westeuropa wieder in eine Großmachtposition, unabhängig von den beiden

veröffentlicht in MEDIATUS, Informationen für friedenspolitische Arbeit des Forschungsinstituts für Friedenspolitik Starnberg, 1984/Nr. 5. Dieses Memorandum war auch Grundlage eines deutsch-französischen Friedenskongresses, der im Juni dieses Jahres in Mannheim stattfand. Vgl. dazu den Materialienband «Europäisierung Europas: Zwischen französischen Nuklearnationalismus und deutschem Nuklearpazifismus», hrg. von Claude Bourdet und Alfred Mechtersheimer, Berlin 1984, 192 S., 16,80 DM.

² Vgl. Ruedi Imbach, Gibt es etwas Wichtigeres als den Frieden, in: Orientierung 1984, Nr. 7, S. 75ff.

Eugen Kogon schrieb zu diesem Artikel in einem Brief an die Redaktion: «... Eine scheinphilosophische Spiegelfechterei hingegen ist das Gerede des Herrn Glucksmann. Wir hätten im KZ also alle Selbstmord begehen sollen, weil unsere Gefangenschaft dort kein lebenswertes Dasein gewesen sei, eine «Existenz schlimmer als der Tod» ... Und wie steht es für ganze Völker mit dem Überleben in Sklaverei? Wieso verdrängen wir Pazifisten Auschwitz? Ach, es lohnt sich nicht, auf das Geschwätz dieses Herrn einzugehen...»

Supermächten, zu führen. Obwohl Frankreich weder militärisch noch politisch zu der von de Gaulle angestrebten Großmachtrolle fand, blieb diese Idee eine wichtige Konstante in der französischen Außen- und Sicherheitspolitik bis heute. Auch der sozialistische Staatspräsident François Mitterand verpflichtete sich den Grundprinzipien des gaullistischen Sicherheitskonzepts, allerdings in Verbindung mit einer überraschenden Wiederannäherung an die NATO und an Amerika. Mitterands heutiges vorbehaltloses Eintreten für die «force de frappe» setzt, gemessen am gemeinsamen Regierungsprogramm der Linken von 1972, einen bedeutenden Gesinnungswandel voraus. Aus der Oppositionsrolle hatte die Linke damals einen radikalen Forderungskatalog erhoben: Verzicht auf jede Form strategischer Atomstreitkräfte, sofortige Einstellung der französischen Atomwaffenproduktion, Umstellung der Atomwaffenindustrie auf friedliche Zwecke im Rahmen eines genauen Zeitplans. Heute dagegen identifiziert sich Mitterand nicht nur bedingungslos mit der französischen Nuklearabschreckung, sondern er machte sich auch in der Debatte um den NATO-Doppelbeschluß zu einem der wichtigsten europäischen Fürsprecher der Nachrüstung. Schon im Januar 1983 nahm er in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag zum 20jährigen Bestehen des deutsch-französischen Freundschaftsvertrags nachdrücklich Partei für eine Stationierung im Falle des Scheiterns der Genfer Verhandlungen. Und noch ein Stück befremdlicher mutet die Tatsache an, daß Mitterand nach dem 23. November von seinen Landsleuten als «Held der Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles» gefeiert wurde.

Eine tiefere Wurzel hat diese mißtrauische Wachsamkeit gegenüber dem aktuellen sicherheitspolitischen Verhalten der Deutschen in Erfahrungen, die die Franzosen im Kontext des Zweiten Weltkriegs machten. Wiederholt wurde in einem Analogieschluß das Trauma des «Geistes von München 1938» beschworen, wo Daladiers und Chamberlains «Appeasement-Politik» gegenüber Hitler den Krieg und die Besetzung Frankreichs nicht verhindern, sondern nur für kurze Zeit aufschieben konnte. Aus dieser Erfahrung leitet sich auch die negative Bedeutung des Begriffs «pacifisme» her, der für die Franzosen Feigheit und politische Blindheit miteinschließt. Heute heißt der Gegner «Sowjettotalitarismus», und es wird entschieden gefordert, mittels der Nuklearabschreckung ein «zweites München» unter dem neuerlichen Vorzeichen eines «»pacifisme» zu verhindern.

Nicht weniger traumatisch belasteten die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkriegs das französische Nationalgefühl: Frankreich blieb von den Gipfelkonferenzen der Alliierten in Jalta und Potsdam ausgeschlossen. Erst in Potsdam gab Stalin seinen Widerstand gegen eine eigene französische Besatzungszone auf, und es konnte eine Beteiligung Frankreichs an der künftigen Militärregierung in Deutschland beschlossen werden. Mit einer Mischung aus Bewunderung und Argwohn beobachteten die Franzosen nach dem Krieg den wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands, und Giscard d'Estaing sprach offen aus, daß Frankreich das stärkere Gewicht der Bundesrepublik Deutschland mit dem Status einer Atommacht und seiner weltpolitischen Rolle ausbalanciere. Die Haltung der meisten Franzosen gegenüber einer Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten drückt sich auch heute noch treffend in dem bonmot François Mauriacs aus den 50er Jahren aus: «Ich liebe Deutschland so sehr, daß ich froh bin, nun zwei davon zu haben.»

Auf diesem Hintergrund hört sich die Erklärung des französischen Verteidigungsministers Charles Hernu zum Rüstungsprogramm der Jahre 1984-88 vom Oktober vergangenen Jahres wie eine Lehre an, die aus den geschichtlichen Erfahrungen gezogen wurde: «In einem durch eine Vielzahl von Bedrohungen gekennzeichneten, internationalen Umfeld, in einer die Spannungen verstärkenden weltweiten Wirtschaftskrise muß Frankreich über die Mittel verfügen, die es ihm ermöglichen,

seine Sicherheit zu festigen, seine Unabhängigkeit in Freiheit zu bewahren und seinen internationalen Verpflichtungen gerecht zu werden.»³

Positionsbestimmungen im Verlauf einer Tagung

Eine Tagung, die unter dem Thema «Die Herausforderung des Friedens in Europa» im Februar dieses Jahres bei Paris von dem Centre d'action et de recherche sociale der Jesuiten veranstaltet wurde, bot dem Verfasser die Möglichkeit, sich vor Ort über Stand und Inhalte der Friedensdiskussion in Frankreich zu informieren. Einen Teil des Ergebnisses dieser Tagung vorwegnehmend sei gleich gesagt, daß es in Frankreich trotz des breiten, alle wichtigen politischen Parteien umfassenden «consensus national» über die «force de frappe» und die Abschrekkungsstrategie auch prominente Abweichler von dieser Linie und Ansätze zu einer eigenen Friedensbewegung gibt.

Zu Beginn der neuntägigen Veranstaltung wurde die Szenerie von Generälen und Admirälen beherrscht, die das französische Sicherheitskonzept erläuterten und rechtfertigten. In den Augen der Militärs sind die französischen Atomwaffen die alleinige Bedingung, die eine unabhängige Militärpolitik außerhalb der NATO ermöglichen. In Einklang mit der Regierungspolitik ließen sie aber keine Zweifel an der politischen Zugehörigkeit Frankreichs zum Nordatlantikpakt entstehen. Der potentielle Gegner heißt Sowjetunion!

Das französische Nuklearpotential verteilt sich im einzelnen auf folgende drei Schwerpunkte: 18 Mittelstreckenraketen mit einer Reichweite bis nach Moskau, stationiert auf dem Plateau d'Albion in Südfrankreich; 34 Mirage-IV-Bomber, bestückt sowohl mit taktischen als auch strategischen Atomwaffen; 5 U-Boote mit strategischen Atomraketen (die U-Boote stellen das Kernstück der französischen Atomstreitkraft dar und sollen bis 1991 auf sieben aufgestockt werden). Zu erwähnen sind auch noch die taktischen Atomraketen vom Typ «Plato» mit Reichweite bis in das Territorium der Bundesrepublik Deutschland; sie sollen durch neue Raketen vom Typ «Hadès» mit größerer Reichweite ersetzt werden. Diese Waffen würden auf Befehl des Präsidenten dann zum Einsatz kommen, wenn das «sanctuaire national», das unantastbare nationale Gebiet, unmittelbar bedroht ist, und mit ihnen wird eine «stratégie anti-cités», also eine Vernichtungsstrategie gegen feindliche Städte verfolgt. Gemessen an der Entwicklung des nuklearstrategischen Konzepts der NATO4 entspricht die französische Strategie der frühesten, bis etwa 1967 gültigen NATO-Stufe der «massiven Vergeltung». Die Schätzungen der Tötungskapazität der französischen Nuklearwaffen belaufen sich auf 60-80 Millionen Menschen in der Sowjetunion und den angrenzenden Ländern. In der Militärsprache trägt diese Strategie den Namen «dissuasion du faible au fort», die Abschreckung des Schwachen gegenüber dem Starken, womit auf die fraglose nukleare und konventionelle Überlegenheit der Sowjetunion gegenüber Frankreich angespielt wird. Ein Admiral nannte die französische Nuklearstrategie wegen ihrer finanziellen Vorzüge gegenüber konventionellen Waffen noch euphemistischer die «Strategie des Armen». Der Wirklichkeit der militärischen Bedrohung Westeuropas durch die Sowjetunion setzten die Militärs die Wirklichkeitsfremdheit der deutschen Friedensbewegung entgegen. In Anspielung auf das den Deutschen unterstellte Schlagwort «Lieber rot als tot» bemerkte der Russlandspezialist General Méry sarkastisch: «Sie (die Anhänger der deutschen Friedensbewegung) laufen Gefahr, wie die Hummer zu werden: rot und

In der Kontroverse mit den französischen Atomwaffengegnern räumt der bereits erwähnte «consensus national» über die Nu-

³ zitiert nach: «La programmation militaire 1984-1988», Dossier d'information Nr. 72, hrsg. vom Informationsdienst des Verteidigungsministeriums.

Vgl. Thomas Hoppe, Sicherheit durch Selbstmorddrohung?, in: Orientierung 1981, Nr. 13/14, S. 155ff.

klearabschreckung den Militärs und Politikern einen bedeutenden Feldvorteil ein, denn in einer Meinungsumfrage im April 1983 beurteilten 66% der Franzosen die Existenz des nuklearen Abschreckungspotentials als sehr positiv oder ziemlich positiv. So leitete der in Frankreich recht bekannte Atomwaffengegner und Promotor der Gewaltlosenbewegung «Mouvement pour une alternative non-violente»» (MAN) Jean Marie Muller sein Tagungsreferat mit der etwas resignativ klingenden Feststellung ein: «Es ist schwierig, in einem Land über Gewaltlosigkeit zu sprechen, wo die Gewalt Gegenstand eines Konsensus ist.» Allerdings überrascht das Ergebnis einer anderen Umfrage, wo sich 72% der Franzosen prinzipiell gegen einen Einsatz von Nuklearwaffen aussprachen. Was in diesen beiden Meinungsumfragen auffällt, ist die problematische Unterscheidung, die zwischen Existenz und Einsatz der Atomwaffen gemacht wird. An diesem Punkt setzte einer der prominentesten Nukleardissidenten aus der Politik, der frühere UDF-Generalsekretär Michel Pinton mit seiner Kritik an der Abschreckung ein. Er verglich die französische Nuklearwaffenstrategie mit der Maginot-Linie, da sie den Franzosen nur ein illusionäres Sicherheitsgefühl vermittle. Denn unter der fiktiven Annahme eines sowjetischen Angriffs auf Westeuropa mit einer unmittelbaren Bedrohung Frankreichs würde dem Präsidenten gemäß der Abschrekkungslogik nach den entsprechenden Vorwarnungen ein massiver nuklearer Vergeltungsschlag gegen die Sowjetunion aufgezwungen. Dieser Vergeltungsschlag hätte aber mit tödlicher Notwendigkeit eine Totalvernichtung Frankreichs durch russische Atomwaffen zur Folge. Pinton stellte über die militärstrategischen Erwägungen hinaus nach viertägigem Verlauf der Veranstaltung erstmals die Frage nach der moralischen Rechtfertigbarkeit der Nukleardissuasion, die einerseits Millionen von Zivilisten in der Sowjetunion als Geiseln nimmt und andererseits mit einem möglichen Ende der Geschichte Frankreichs kalkuliert. Für Pinton übersteigt die unermessliche Tragweite einer solchen Entscheidung die Entscheidungsbefugnis eines einzelnen Menschen, auch wenn er Staatschef ist. In seinen Überlegungen und Appellen ging es Pinton primär darum, die Franzosen aus ihrem vermeintlichen Sicherheitsschlaf zu reißen und sie zur Suche nach einem neuen und realistischen Verteidigungskonzept anzustacheln.5

Deutsche Friedensbewegung aus französischer Sicht

Der besonderen Aufmerksamkeit des deutschen Zuhörers konnte Joseph Rovan mit seinem Referat über die Friedensbewegung in Deutschland gewiß sein. Der um die deutsch-französische Verständigung nach dem Zweiten Weltkrieg verdiente Ehrendoktor der Universität München betonte die Schwierigkeit, diese «riesige Bewegung» zu definieren. Geistesgeschichtlich charakterisierte er die Friedensbewegung als «neue Form eines Anti-Okzidentalismus» (vergleichbar mit der deutschen Romantik), der sich heute in einem heftigen Anti-Amerikanismus äußere. Den intellektuellen Wurzelgrund für den «orthodoxen Pazifismus» der Deutschen sah Rovan in der 68er-Bewegung, und als psychologische Triebfeder führte er eine «exaltation de peur», eine übersteigerte Angst an. Wiederholt wies Rovan auf kommunistische Einflüsse in der deutschen Friedensbewegung hin, und im Zusammenhang eines von ihm unter den Deutschen vermerkten Neopatriotismus beunruhigten ihn neutralistische Tendenzen in der deutschen Politik, für die er paradigmatisch neuere Entwicklungen innerhalb der SPD anführte. Ohne in eine angemessene Auseinandersetzung mit den Analysen Rovans eintreten zu können, seien dazu doch einige Beobachtungen herausgestellt: Rovan beurteilte die deutsche Friedensbewegung insgesamt aus großer Distanziertheit als (hoffentlich) nur vorübergehendes Massenphänomen. Er trat mit den Argumenten der Friedensbewegung in kein eigentliches Gespräch, und profilierte Einzelpersönlichkeiten wie Carl Friedrich von Weizsäcker, Franz Alt, Alfred Mechtersheimer u.a., deren Stimmen in der deutschen Friedensdebatte Gewicht haben, fanden in seinen Ausführungen keinerlei Erwähnung. So ergab sich aus dem Vortrag Rovans neben einigen interessanten analytischen Aspekten als Fazit nur eine Bestätigung der aktuellen Verständigungsschwierigkeiten zwischen Franzosen und der deutschen Friedensbewegung.

Friedensorganisationen in Frankreich

Nach dem Vortrag Joseph Rovans befaßte sich der junge, in der französischen Friedensarbeit stark engagierte Jesuit Christian Mellon6 mit den Friedensbewegungen in Frankreich und anderen europäischen Ländern. Mellon stellte fest, daß die Friedensbewegungen seit einigen Jahren in den vom NATO-Nachrüstungsbeschluß unmittelbar betroffenen Ländern besonders stark und deshalb möglicherweise zu einem Teil auch nur Anti-Nachrüstungsbewegungen seien. Für die Friedensbewegung in Frankreich spielte die Nachrüstung in diesem katalysatorischen Sinn kaum eine Rolle. Zusätzlich fällt für Frankreich geschichtlich das besondere Verhältnis der Kommunisten zum Frieden ins Gewicht: nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die KPF eine ihr ideologisch und politisch konforme Friedensbewegung, das «Mouvement de la paix», organisiert. Diese mit der KPF moskauorientierte Bewegung hatte in den 50er Jahren einen großen Massenzulauf, verlor aber später stetig an Bedeutung und hat heute zusätzlich mit den Folgen des französischen Stimmungsumschwungs gegen den Sowjettotalitarismus zu kämpfen. Der gegen das «Mouvement de la paix» berechtigt erhobene Vorwurf der Moskauabhängigkeit wird heute aber in der Öffentlichkeit kurzschlüssig auch auf die anderen, unabhängigen Friedensbewegungen übertragen, und dadurch ist deren Ausbreitung noch mehr behindert.

Trotzdem hat sich seit 1979 mit dem «Comité pour le désarmement nucléaire en Europe» (CODENE) eine Art Dachverband von mehr als 20 unabhängigen Friedensorganisationen - unter ihnen die Ökologisten, die gewaltfreien Bewegungen und die christliche Landjugend - gebildet. Der CODENE wurde im Gegensatz zum «Mouvement de la paix» von Friedensbewegungen anderer europäischer Länder als Partnerorganisation akzeptiert. In Frankreich strebt der CODENE ein «gel nucléaire», ein Einfrieren der Atomwaffenarsenale auf ihrem gegenwärtigen Stand, und daran anschließend eine graduelle, auch einseitige Abrüstung an. Dies sollen Schritte auf dem Weg zu einem atomwaffenfreien, von der Logik der Blöcke unabhängigen Europa sein. Die Verantwortlichen der verschiedenen Organisationen des CODENE sind sich der mit ihren Plänen verbundenen politischen, strategischen und ökonomischen Problemen wohl bewußt. Ihre Publikationen zeugen von einer großen Sachkundigkeit, und zum Teil werden auch argumentative Anleihen bei deutschen «Friedensfachleuten» wie beispielsweise General Bastian gemacht. Die Friedensforschung als wissenschaftliche Disziplin konnte sich in Frankreich im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern bisher kaum etablieren. So bemerkte Alain Joxe, Leiter eines der wenigen französischen Friedensforschungsinstitute (Centre Interdisciplinaire des Recherches sur la Paix et les Etudes Stratégiques - CIRPES), daß der Begriff «Friedensforschung» in Frankreich kaum verwendet werde, dagegen die «polémologie» und die «Strategischen Studien» selbstverständlich seien.

Wo stehen die Kirchen?

Die skizzierten hoffnungsvollen Ansätze dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß von einer breiten Friedensbewegung

⁵ Eine ähnliche, militärisch weiterentwickelte Kritik an der französischen Nuklearstrategie formuliert der am 10. März dieses Jahres vorzeitig aus dem Dienst ausgeschiedene Unterstaatssekretär für Operationen der französischen Luftstreitkräfte, Brigadegeneral Etienne Copel, in seinem Anfang März erschienenen Buch «Vaincre la guerre. Une autre défense, une autre armée», Lieu Commun, Paris 1984.

⁶ Von Christian Mellon erschien vor kurzem das Buch «Chrétiens devant la guerre et la paix», Paris, Ed. du Centurion, 1984, 215 S., 88.-ff.

in Frankreich nicht die Rede sein kann. Ein Indikator dafür ist auch das Faktum, daß innerhalb der französischen Kirchen im Unterschied zu Holland, Deutschland oder Amerika Fragen der Militärpolitik und der moralischen Rechtfertigung von Nuklearwaffen bisher keine kontroversen Diskussionsgegenstände waren. So konnte es auch nicht verwundern, als der am 8. November 1983 (also unmittelbar vor Stationierungsbeginn der neuen amerikanischen Mittelstreckenraketen) von der französischen Bischofskonferenz in Lourdes auffällig rasch verabschiedete Hirtenbrief «Gagner la paix»7 wenig mehr enthielt als eine pauschale kirchliche Absegnung des «consensus national» über die Nuklearabschreckung. Kardinal Lustiger von Paris hatte in einem Spiegel-Interview Anfang 1983 den Grundduktus des Hirtenbriefes schon mit der Bemerkung vorgezeichnet: «Wir Bischöfe behandeln das Problem (der atomaren Rüstung) nicht unabhängig vom Stand des nationalen Bewußtseins.»8 Dem nationalen Bewußtsein wurde dann in dem Bischofsschreiben auch tatsächlich Rechnung getragen mit einer Beschwörung der Aggressivität und Perversität des Sowjettotalitarismus sowie mit der kasuistischen Unterscheidung: «Die Drohung (mit Atomwaffen) bedeutet nicht Einsatz. Läßt die Unsittlichkeit der Anwendung auch die Drohung unsittlich werden? Das ist nicht offenkundig.» Offenkundig war aber, daß sich die Bischöfe damit in eine betonte Übereinstimmung mit der französischen Sicherheitsdoktrin gebracht hatten, und so wurde ihnen nach Herausgabe des Schreibens von militärischer und regierungsoffizieller Seite auch lauter Beifall für ihre «Stärkung des nationalen Verteidigungsgeistes» gezollt. Kritischen Katholiken drängte sich in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob die Bischöfe mit dem Hirtenbrief der Regierung nicht eine Art Vorleistung hinsichtlich einer kirchenfreundlichen Regelung der Privatschulenfrage erbracht hätten.

Gerechterweise muß aber noch vermerkt werden, daß der Hirtenbrief nach der politischen Behandlung des Ost-West-Konfliktes und der Nukleardissuasion in einem dritten Teil unter der Überschrift «Den Frieden aufbauen» auch wohlwollende Worte für alternative und gewaltlose Verteidigungsstrategien findet: «Vielleicht sind sie (die Gewaltlosen) gerade die Pioniere der Zukunft.» Doch diese Zukunftsperspektive änderte für die Bischöfe nichts an ihrer Einschätzung der aktuellen, von der Sowjetunion gegen das freie Abendland ausgehenden Bedrohung, mit welcher die Abschreckung als das «kleinere Übel» gerechtfertigt wurde. (Das «größere Übel» wäre die Kapitulation vor dem Osten.)

Die schnelle Veröffentlichung von «Gagner la paix» bedeutete

auch eine empfindliche Störung des Dialogs in der Friedensfrage mit den protestantischen Kirchen Frankreichs, für den eigens eine ökumenische Kommission eingerichtet worden war. So beschloß die Generalsynode des Französischen Protestantischen Kirchenbundes fünf Tage nach der Bischofskonferenz in Lourdes die Herausgabe einer eigenen Erklärung, in der ein «gel nucléaire» und einseitige Abrüstungsschritte gefordert werden.

Doch bei der Abstimmung in Lourdes hatte es auch schon unter den Bischöfen von dem Schreiben abweichende Meinungen gegeben, die sich in acht Nein-Stimmen niederschlugen. Einer der «Dissidenten», Bischof Jacques Gaillot von Evreux in Nordfrankreich, vertrat seinen Widerstand öffentlich. In der Zeitung Le Monde begründete er seine Oppositionshaltung: «Ich habe mit Nein gestimmt, weil die Bischöfe kein prophetisches Wort wagten. Ein Prophet besteht darauf, daß es auch Alternativen gibt! Auch in der Frage nuklearer Rüstung. Die Friedensgruppen sollen sich nicht enttäuschen lassen von dem Text, neue Wege müssen sich uns eröffnen, wir müssen ein Wort sagen, das wirklich Hoffnung weckt ...»

Kennzeichnend für einen Propheten ist es ebenfalls, daß er seine Stimme gegen kritikwürdige gesellschaftliche oder kirchliche Zustände erhebt, und in diesem Sinn erfüllte Bischof Gaillot mit seinem Zwischenruf selbst eine prophetische Funktion. Diese Rolle blieb ihm auch während der die Tagung beschließenden Podiumsdiskussion vorbehalten, an der neben ihm die Bischöfe Fihey und Jullien als Mitautoren von «Gagner la Paix» sowie Pierre Toulat von Justice et Paix und der protestantische Pastor Maury teilnahmen. Gaillot hob hier hervor. daß die wirklich wichtigen Fragen von heute den Krieg, die Gewalt und die Dritte Welt betreffen. Die Glaubwürdigkeit der Kirche besonders für die jungen Menschen hinge davon ab, inwieweit sie sich mit diesen Fragen auseinandersetze. «Die Kirche muß eine Situation der Ungerechtigkeit anprangern», forderte Gaillot, und er nannte als Beispiele den Waffenhandel und den Rüstungswettlauf. Als Zeichen der Hoffnung wertete er alle Männer und Frauen, die sich für die Gewaltlosigkeit engagieren. Denn: «Wer für den Frieden arbeitet, setzt sich fürs Reich Gottes ein.» Im Verlauf der kontrovers geführten Diskussion wurde nun doch eine Meinungspluralität unter den Kirchenvertretern in der Frage der atomaren Abschreckung erfahrbar. Es wäre zu wünschen, daß sich diese Pluralität auch auf die ganze Breite der Kirchen und der französischen Gesellschaft überträgt und zu einer fruchtbareren Auseinandersetzung über die Sicherheitspolitik führt. Nur eine Kontroverse, die den «consensus national» über die gegenwärtige Verteidigungsdoktrin aufsprengt, wird die «neuen Wege» eröffnen, die Bischof Gaillot in seinem Plädoyer ansprach.

Martin Maier, Zürich

Karl Rahner: Kleine Brieffolge aus der Konzilszeit (II)

Vom Konzil in Rom erhielt Herbert Vorgrimler oft 2-3 Briefe per Woche aus Rahners Hand. Vorgrimler weilte von 1958-68 in Freiburg/Br., um dort angesichts der immer stärkeren Belastung Rahners dessen Belange bei der Gestaltung des Lexikons für Theologie und Kirche (LThK) und des LThK-Konzilskommentars wahrzunehmen. Rahner, der in Innsbruck über keinen Assistenten verfügte (vgl. Orientierung Nr. 12, S. 141ff.: Vorgeschichte), hatte 1957, als er längere Zeit krank war, vom Freiburger Erzbischof Seiterich erreicht, daß er Vorgrimler mit einer nur halbamtlichen Seelsorgestelle betraute. Die übrige Zeit gehörte dem theologischen Part des LThK sowie aus freier Initative allerhand Aktivitäten, um Rahner in der im folgenden berichteten Bedrängnis eine möglichst breite Schützenhilfe zuteil werden zu lassen.

Die Zeit der Vorbereitung des Konzils war für viele Theologen eine Zeit der Erwartung, des freudigen Arbeitens, selbst wenn, wie im Fall mancher Experten, diese Arbeit mühsam und trokken war. Es war aber auch, was leicht vergessen wird, eine Zeit der Gerüchte, der Denunziationen und der Einschüchterung durch administrative Maßnahmen. Im folgenden möchte ich wiedergeben, in welcher Weise Karl Rahner die 1962 gegen ihn getroffene römische Maßnahme erlebte und verarbeitete; ich zitiere aus seinen Briefen an mich, wobei ich eigene Kommentare so knapp wie möglich halte.

Römischer Maulkorb

«Pfingstsonntag früh um 7 Uhr. Herzliche Wünsche zu Pfingsten. () Ich habe zur Zeit wieder tolle Scherereien mit Rom. Man will mich mit allem, was ich schreiben werde, in Zukunft, wie de Lubac und Congar (die jetzt noch? weiß ich nicht) einer Römischen Vorzensur unterstellen. Ich hab schon erklärt, daß ich dann einfach nichts mehr schreibe (und gedacht: dann heiß

⁷ Die deutsche Übersetzung des Hirtenbriefs ist erhältlich beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstr. 163, D-5300 Bonn 1.

⁸ Der Spiegel, Nr. 5/1983, S. 117.

⁹ Le Monde, 12.11.1983, S. 8.

ich von jetzt an Vorgrimler, Metz, Darlapp). Ich hab schon in einem langen Brief König, Döpfner, Volk, Höfer alarmiert. Mal sehen, ob die etwas tun. Die Sache geht wohl nur über den General, aber vom Offizium aus, wie ich vermute. Bitte (ich flehe Dich an), sag ja niemandem vorläufig davon irgend etwas¹; gerade weil ich das Pulver, die Geschichte einmal öffentlich zu sagen, noch ganz und trocken halten muß. Ich hab erst letzten Donnerstag davon gehört. Ohne daß man mir Gründe dafür angibt. Später einmal mehr. An Dreifaltigkeit kommt van Gestel² hierher zum 400jährigen Jubiläum des Kollegs. Da werd ich wohl dann Genaueres hören. Und Dir dann schon mündlich oder schriftlich erzählen. – Wie weit ist das flämische Buch³? (Es wäre ganz ulkig, wenn ich das schon diesen Leuten unter die Nase reiben könnte, aber es wird noch nicht fertig sein.)»

«Zurzeit ist van Gestel da. Ich hab noch nicht eigentlich mit ihm reden können. Das ist erst morgen. Er hat auf dem Gang aber schon betont, daß man bei unserer Kurie nichts dafür könne, sondern das alles unter dem harten Druck des Offiziums geschehe. (Er hat es natürlich mehr durch die Blume gesagt.) König hat antelefoniert, er wolle etwas in Rom tun. Volk hat mir geschrieben, er werden versuchen, Frings zu dem Casus zu animieren. König habe ich gesagt, daß er dem Ottaviani an den Laden fahren soll. Wie energisch er es machen wird, ist natürlich noch eine andere Frage. Höfer hat noch nicht reagiert: Döpfner auch nicht. Im übrigen wird versucht werden, solange die Sache noch nicht einfach wieder aufgehoben ist, (römische) Zensoren eventuell hier im Land (z. B. in Frankfurt) zu bekommen. Was natürlich nur etwas nutzt, wenn diese Zivilcourage haben. Was man abwarten muß. Du brauchst keine Angst zu haben. Ich resigniere nicht. Es wird gekämpft. (Neulich hörte ich, von der Konstitution Veterum sapientia sagen die Römer: Veterum: si, sapientia: no). () Ärgere Dich nicht. Bet für mich. Wütende Gebete erhört Gott sehr gern. Weil er mit den munteren Herzen ist.» (Innsbruck, 15.6.62)

Widerstand ist notwendig

«Gestern in der Früh bin ich von Rom zurückgekommen, nachdem ich am Donnerstag auf Freitag in der Nach dorthin gefahren war. Die Kardinäle waren nicht mehr dort. Heute nachmittag will ich in München vor meinem dortigen Vortrag Döpfner sprechen. König hat am Sonntag hier bei mir angerufen, mich aber nicht erwischt, gestern meldete er sich nicht mehr, obwohl er es verheißen hatte. Ich weiß aber, daß er beim Papst selbst meine Sache zur Sprache brachte. Der Papst soll ihn aufgefordert haben, mit genaueren Unterlagen schriftlich die Angelegenheit beim HO4 oder bei ihm (?) zu betreiben, und die ganze Sache bedauert haben. Wir werden sehen, wie es weitergeht. Unser General war sehr nett und eigentlich erstaunlich offenherzig. Die Sache geht nur vom HO aus, er habe gar nichts gegen mich, er bekomme dauernd solche Aufträge ohne Angabe von Gründen, frage er diesen nach, so erhalte er keine Antwort oder ganz nichtssagende. Er erzählte Beispiele. Er hatte gar nichts dagegen, daß ich Konig und Döpfner mobilisiert habe, von denen einer auch schon mit ihm über die Sache gesprochen habe. Er empfahl mir selbst, auch Frings einzuschalten. Ich

¹ Vgl. dazu seinen Brief vom 26.6.62: Die Sache braucht nicht mehr geheimgehalten zu werden.

sagte, ich wolle diesen im Juli besuchen, wenn ich sowieso im Rheinland sei. Er hat auch nichts dagegen, daß ich den 5. Band der Schriften noch außerhalb dieses Statuts herausgebe, weil die Sache schon mit Benziger abgesprochen sei und die Sachen alle schon mal durch die Zensur gelaufen seien. (Schasching und Coreth machen da mit.) Mit Höfer habe ich auch gesprochen. Er auch mit den Kardinälen. Es ist natürlich schwer zu sagen, ob man sich noch energischer hätte an den Laden legen können. Immerhin ist die Schlacht noch nicht verloren.

Ich sagte auch dem General (ohne auf seinen Widerspruch zu stoßen), daß ich nicht daran denke, etwas der Römischen Zensur zu unterbreiten, sondern dann eben nichts schreiben werde, auch sei die Sache nicht zu verheimlichen, ich würde das alles candide erzählen und die Blamierten dadurch seien andere Leute als'ich. Auch dagegen wurde nicht protestiert. Man gab zu, daß ich auf die Dauer das gar nicht vertuschen könne, schon jetzt wüßten es ja viele Leute. - Nun habe ich eine Idee, die ich Dir unterbreiten will, bevor ich sie sonst jemandem sage. Bitte, sag unverblümt Deine Meinung dazu. Nämlich: Wäre es denkbar, daß man so eine Adresse an den Papst (italienisch und deutsch) richtet, in der (höflich, sehr höflich, aber deutlich) gegen diese Maulkorbmaßnahme protestiert wird, und die hauptsächlich oder allein von Laien unterzeichnet wird und dem Papst überreicht oder zugesandt wird? Man müßte die Sache nennen, einige freundliche, mit Fakten belegte Worte über meine (Verdienste), über die Bekanntschaft dieser Unterzeichneten mit mir sagen und um Aufhebung dieser ungerechten, kränkenden und dem Ansehen der Kirche in Deutschland schadenden Maßnahme bitten. () Die Frage ist nur die, wie man das so machen könnte, daß es relativ schnell geht, also z.B. wenigstens im August alles beisammen wäre. Man bräuchte eine gute Anzahl Namen, nicht zu viele, aber gewichtige. (Leute wie Krone6, der mich kennt usw., wären wohl schon zu haben.) ()

Tips, an wen man sich auch wenden sollte, würde ich schon noch geben. Ebenso könnte man den Text miteinander überlegen. Er müßte kurz und klar sein, damit er auch in Rom gelesen wird; er müßte so sein, daß die Leute, die man um ihre Unterschrift angeht, gleich auf den ersten Blick sehen, daß sie da ruhig ihren Namen hergeben konnen und sollen, wenn sie nicht feig sind. Man müßte sich ausdenken, wie man es technisch macht, daß man schnell viele Namen beisammen hat. Aber die Grundfrage ist natürlich die, ob das sinnvoll ist und ob überhaupt notwendig. Es geht mir wirklich nicht eigentlich um mich selbst. Ich werde auch glücklich sein, wenn ich einmal ein paar Jahre ruhig für mich schreibe und das später veröffentliche. () Aber ich denke: man soll es diesen gräßlichen Bonzen nicht zu leicht machen. Merken sie Widerstand, sind sie wenigstens beim nächsten Fall vorsichtiger und überlegen es sich nochmals. Heute schießen sie de Lubac, Congar, Chenu, Lyonnet, Zerwick (die beiden letzten sind noch nicht wieder über dem Graben, nur bei Fuchs hat man gegen das HO gesiegt), dann ich, später kommen andere. Diese neue Integralismuswelle muß doch auf alle Arten bekämpft werden. Darum geht es mir. Und darum diese Idee. Wenn sie neu sein sollte, gut, dann macht sie vielleicht noch eher Eindruck. Überleg mal. Wenn ich von Döpfner oder König weiß, wie die Sache steht, werde ich berichten und von daher dann auch diese Idee neu «beleuchten>.()

Ich meine, es ist noch nicht der Augenblick gekommen, über die Sache einen großen Rummel zu machen. Aber von mir aus braucht sie auch nicht mehr geheim gehalten zu werden.

Leider weiß ich nicht, wer die Denunzianten im HO sind. () Noch vor kurzem war nach Höfer im HO überhaupt nichts in den Akten, wie ihm ein Mann sagte, der diese Akten kennt (so Höfer). Ob man mir nur vor dem Konzil den Mund stopfen

² Van Gestel (1897-1972) war unter dem Generalat von P. Janssens (d. h. bis 1965) Assistent für die deutschsprachigen Provinzen SJ am Generalat der Jesuiten.

Für die Reihe «Denkers over God en Wereld» bereitete ich damals mit Rahners Hilfe das kleine Buch «Karl Rahner» vor (Lannoo Tielt 1962), das dann unter dem Titel «Karl Rahner – Leben, Denken, Werke» (München 1963) deutsch erschien, gefolgt von anderen Übersetzungen. Damals verstanden einige nicht, daß es sich nicht um eine Lobhudelei auf einen 58jährigen handelte, sondern daß das Buch mit seinen deutlichen Hinweisen auf die kirchlichen, pastoralen Intentionen Rahners eine Schutzfunktion für Rahner ausüben sollte, die es dann faktisch auch zum Teil ausüben konnte. ¹Ich behalte Rahners Abkürzung HO für das sog. Heilige Offizium bei.

⁵ J.N. Schasching war seit Juli 1961 Provinzial der österreichischen Provinz, E. Coreth war seit August 1961 Rektor des Jesuitenkollegs in Innsbruck.

⁶ H. Krone, Minister im Kabinett K. Adenauers.

will? Alfrink ist wütend darüber, daß man die italienische Übersetzung des holländischen Kollektivbischofshirtenbriefs über das Konzil auf Weisung des HO an den Turiner Salesianergeneral (bei den Salesianern wurde das Ding gedruckt) wider aus dem Handel zurückziehen mußte. Ottaviani soll es übrigens bei der letzten Zentralkommissionssitzung sehr schlecht gegangen sein mit seinem Schema über den katholischen Staat und dessen Aufgabe als weltlicher Arm der Kirche.»

(Innsbruck, 26.6.62)

«Dienstag war ich also bei Döpfner, gestern hat König angerufen. Die Sache ist also jetzt so: Döpfner, König und Frings (der sich damit schon einverstanden erklärt hat) werden eine schriftliche Eingabe an den Papst um Aufhebung dieser Römischen Vorzensur über mich machen. König, der sie abfassen muß, hat mir gesagt, ich solle mit Schasching den Text (einen Entwurf) machen und Schasching soll diesen ihm dann bringen und mit ihm durchsprechen. Ich sagte, da die Sache jetzt mündlich schon anhängig gemacht sei (in den Audienzen von König und Döpfner neulich), so sollten wir uns nicht zu sehr eilen. Man könne es so machen, daß ich auch vor der Eingabe in der zweiten Hälfte Juli noch mit Frings persönlich gesprochen habe, was mir unser General empfohlen hatte. Ob aus der ganzen Sache etwas herauskommen wird, ist eine andere Frage. Dopfner ist im allgemeinen und auch in dieser Frage etwas pessimistisch. So hat meine Frage an Dich über die Laienadresse in meinem letzten Brief auch einen neuen Aspekt: haben wir so viel Zeit, daß man die beiden Dinge mehr oder weniger gleichzeitig einreichen könnte oder sogar zusammen? Wäre das sinnvoll? Ich habe natürlich König und Döpfner von diesem Plan nichts gesagt. () Ob man nicht doch auch Unterschriften von theologischen Kollegen an den Unis suchen solle. Da muß man sicher vorsichtig sein, damit der Schuß nicht hinten hinausgeht und so ein Knabe Rom und das HO schon avisiert, bevor wir die Adresse beisammen haben. Aber es könnte sein, daß wenn an einer Uni durch einen hilfsbereiten Mann einmal einige Unterschriften solcher Art da sind, sich auch die anderen (getrauen) (gerad wenn man ihnen sagt, daß sie sich so in der Gesellschaft von drei Kardinälen befinden) und eher sich blamiert und verdächtig empfänden, wenn sie nicht mitmachten. Also überleg die ganze Sache nochmals. Und laß davon hören. () Was ich sonst von Döpfner usw gehört habe, erzähl ich dann einmal mündlich. Sehr erhebend ist es nicht.»

(Innsbruck, 29.6.62)

«Könntest Du mir das Material (wenn Du es noch hast) wieder geben, das ich Dir für Dein flämisches Opus über mich geliefert habe. Vielleicht kann man daraus einige Daten und Zahlen, ohne sie nochmals zusammenkratzen zu müssen, entnehmen für die Eingabe an den Papst von Kardinal König, die Schasching und somit ich ihm machen sollen. Man muß da vermutlich, wenn auch nur ganz kurz, mit einigem Lob über mich aufwarten, und dafür sind doch einige Zahlen (außer denen über die Bibliographie) vielleicht am einfachsten und überzeugendsten.»

Bittschrift an den Papst

«Du siehst das Problem in meiner Sache sehr genau. Wenn diese Bonzen sich noch zu mächtig fühlen, kann so eine Unterschriftenaktion den gegenteiligen Effekt haben als den, den wir beabsichtigen. Ich hab mir's nochmals auf Deinen Brief hin überlegt. Wir warten auf jeden Fall noch, wie sich die Aktion der Kardinäle macht. Kommt dabei nichts heraus, dann können wir immer noch die andere Aktion starten. () Eben war Bettschart da⁷. Er will den 5. Band noch vor Weihnachten herausbringen. Er wird ca. 550 Seiten groß (ich hab gar nicht gedacht, daß ich seit Oktober 1960 so viel verbrochen habe). Also wenn das noch gelingt, kann ich ja eine Zeitlang auch nichts schreiben. () Ärger Dich nicht. Es ist die Sache nicht wert. Wir dürfen diesen Leuten nicht den Gefallen tun, uns über sie zu är-

gern. Denk immer, was einst einer beim Nazibarras zu einem Antinazi gesagt hat: beleidigen können nur diejenigen Sie, die Sie achten.» (Innsbruck, 2.7.62)

Inzwischen wurde sogar über den Rundfunk verbreitet, Rahner habe ein Schreib- und Redeverbot. Die Repräsentanten der Paulusgesellschaft starteten von sich aus eine Unterschriftensammlung unter den Interessenten an ihren Tagungen. Etwa 250 Persönlichkeiten, darunter sehr viele Universitätslehrer aus dem Bereich der Naturwissenschaften, beteiligten sich an dieser Bittschrift an den Papst[§]. Hierzu schrieb mir Rahner:

«Man darf nichts behaupten, was nicht stimmt. Und leider hat man mit das Schreiben nicht einfach verboten, sondern eine Vorzensur außerordentlicher Art in Rom verhängt. Und ein Verbot von Vorträgen usw. ist bisher gar nicht erfolgt. () Für das Unternehmen von K. kann ich gar nichts. Ich habe erst davon gehört, als er es schon gestartet hatte. Ich habe ihn brieflich und telefonisch gemahnt, vorsichtig zu sein und mir nicht mehr zu schaden als er nützt. () K. hat schon losgeschossen, bevor er den Casus überhaupt genau kannte, wie ich gestern in einem Telefongespräch mit ihm feststellte. Und das macht natürlich die Sache nicht sehr gut. Was soll ich machen? Wir werden in Freiburg darüber weiterreden». (Innsbruck, 9.7.62)

In dieser Situation kam Rahner erstmals der Gedanke, ein Fortgang an eine westdeutsche Universität könne seinen Freiheitsraum vergrößern. Münster hatte erste Fühler zu ihm ausgestreckt. Er schrieb:

«Ich überlege ernstlich, ob ich nicht von mir aus dem General in Rom schreiben soll, er solle mich nach Münster lassen. Zwar wird das vielleicht auch nichts nützen. Aber wer weiß das schließlich vor der Antwort? Aber soll ich es tun? Was meinst Du? Wenn Du Lust, Zeit und einen Gedanken zu dem Problem hast, dann schreib ihn mir.» (Innsbruck, 31.7.62)

«Der Laienbrief von Martini⁹ usw. in Sachen der Röm. Zensur muß nach Rom abgegangen sein; vor einigen Tagen erhielt ich eine Abschrift mit den ca. 250 Namen, die sich ganz gut machen. Ich schickte diese Abschrift an den General in Rom und erwähnte auch im Begleitbrief das Angebot aus Münster so ungefähr, wie auch Du Dir dies als eine Art «Druckmittel» denkst. Ob es was nützen wird? ()

Über die Römische Sache hab ich sonst nichts gehört. Der Papst sei sehr krank. Wie das mit dem Konzil gehen wird? Man sagt, die Schemata zusammen wären 2000 Seiten groß! Wie soll das verdaut werden?!»

(Brixen, 14.8.62)

«Gestern abend kam ich von Hannover zurück. Es ist dort alles, glaube ich, ganz gut gegangen. Döpfner war in meinem Vortrag vor ca. 800 (schätze ich) Geistlichen und hat nachher sich sehr anerkennend geäußert. Ebenso Hengsbach. () Der General hat mir nach Hannover telegrafiert: tomus quintus edi potest. Das ist also in Butter. Ob das schon von dem Beagespräch mit dem Papst kommt, in dem dieser versprach, «Wege zu finden», um die Eminenzen und mich zufrieden zu stellen, weiß ich nicht. Eine wirkliche Entscheidung in der Zensurgeschichte habe ich noch nicht. Hoffen kann man vorsichtig. Bea war auch in Hannover. Wir haben uns vorsichtig freundlich ein wenig unterhalten, ohne etwas Wesentliches zu sagen.»

(München, 26.8.62)

Auch in diesem Sommer hatte Rahner, wie üblich, mehrere Wochen in Freiburg verbracht, um vor allem für das LThK zu arbeiten. Er hatte dafür auch eigene Artikel verfaßt. Würden

⁷ Dr. Oscar Bettschart, Leiter des Verlags Benziger, damals Einsiedeln.

^{*} K. Rahner bedankte sich bei diesem Personenkreis später u.a. auch dadurch, daß er ihm den V. Band der «Schriften zur Theologie» widmete. Von seinem Arzt Prof. Paul Martini informiert, beteiligte sich K. Adenauer auf diplomatischem Weg an dieser Fürsprache für K. Rahner. So ziemlich alle Unterzeichner der Bittschrift figurieren auch in der Tabula gratulatoria der Festschrift «Gott in Welt» zur Vollendung des 60. Lebensjahres K. Rahners 1964.

⁹ Prof. Dr. Paul Martini, Mediziner, Arzt des Bundeskanzlers Adenauer, Mitglied der Paulusgesellschaft.

sie durch die Vorzensur gehen müssen? Erzbischof Schäufele teilte mit, sie seien davon ausgenommen. Dazu Rahner: «Ich bin noch in München. () Ich habe hier die endlosen Konzilsgeschichten für die Sitzungen bei Volk vorbereitet. () Mit dem Papst ist es so eine Sache, was mich angeht. Ich finde auch, daß es sehr zweideutig ist, wenn das HO, was das LThK angeht, so gnädig ist. Handelt es sich so um die Abschlagszahlung an den Papst und die Kardinäle, hinter der nun nichts mehr kommen soll? Ich habe Döpfner gesagt und Schäufele ge-

schrieben, daß ich das fürchte und daß die Konzession mit dem LThK nicht groß sei, denn da hätte ich mich noch am leichtesten anderweitig behelfen können. Aber ich werde ja in Rom sehen, wie es weitergeht. Nächsten Sonntag fahr ich nach Wien. Da hab ich bei der Internationalen Kinderdörfertagung einen Vortrag (Gmeiner zulieb), dann fahr ich am 2.10. nach Innsbruck, am 7.10. muß ich in Salzburg Bernd Bultmann trauen, am 8.10. hab ich in Graz einen Vortrag und von da fahr ich nach Rom.» (München, 24.9.62)

Konzilsbeginn: Gott liebt die Beharrlichen

Schon in den ersten Tagen des Konzils zum Experten (Peritus) ernannt (vgl. die Liste in AAS, 26.10.62), stand es damit keineswegs fest, welchen Beitrag Rahner leisten und ob er in der von Kardinal Ottaviani, dem Präfekten des Hl. Offiziums präsidierten Theologischen Kommission mitarbeiten oder nur am Rande auf freie Zusammenkünfte von Bischöfen und Bischofskonferenzen einwirken könnte. Von den «Schemata» (vorbereitete Entwürfe), die diese am Anfang in Händen hatten, war das «zweite dogmatische» vielleicht das schlimmste. «De deposito fidei» (Vom Glaubensschatz) betitelt, war es fast nur aus Zitaten Pius XII. zusammengesetzt, zumal aus seiner (vom Konzil dann völlig beiseite gelegten) Enzyklika «Humani generis», und man konnte die Eröffnungsansprache Johannes XXIII. in ihrem entscheidenden Passus als direkt gegen diese Art von Schemata gerichtet betrachten. Das «erste dogmatische Schema» trug den Titel «Von den Quellen der Offenbarung» (De fontibus revelationis) und kam, von Ottaviani vorgestellt, am 14.11.62 vors Plenum. Es löste die erste heftige Debatte aus. Sie endete mit einem (von Johannes XXIII. vervollständigten) Sieg der «Progressiven», die, wie Rahner, das Schema ablehnten. Rahner hatte einerseits eine lateinische Widerlegung Satz um Satz, anderseits (zusammen mit Ratzinger) einen positiven Gegenentwurf erarbeitet, der von fünf europäischen Bischofskonferenzen (ohne Nennung der Urheber) verbreitet, von Ottaviani aber mißbilligt wurde. Trotzdem wagte es Kardinal König, wie im folgenden berichtet wird, Rahner in die «gemischte Kommission» für einen neuen Entwurf («Über die Offenbarung») mitzunehmen, in deren Leitung sich Ottaviani auf Anordnung des Papstes mit Kardinal Bea (Einheitssekretariat) teilen mußte. Die Ablehnung von «De fontibus» und der Auftrag zur Erarbeitung von etwas Neuem erwies sich als ein Entscheid von umfassender Konsequenz: ihm fielen praktisch alle anderen vorbereiteten Entwürfe, z.B. auch De BMV (De Beata Maria Virgine) zum Opfer, mochten sie (wie unten erwähnt) den Dogmatiker Tromp oder den Moraltheologen Hürth - beide SJ und Konsultoren des Hl. Offiziums oder wen immer zum Vater haben.

Am 11. 10. 1962 eröffnete Johannes XXIII. feierlich das II. Vatikanische Konzil mit seiner wegweisenden Ansprache gegen die bloße Wiederholung dogmatischer Formeln. Die beiden ersten Generalkongregationen am 13. und 16. 10. befaßten sich mit dem Verfahren der Wahlen zu den Konzilskommissionen. Rahner schrieb mir aus Rom:

«Bisher ist das Konzil jedenfalls nicht so gelaufen, wie es sich Ottaviani usw. gedacht hatten. Das gibt ein klein wenig Hoffnung. Aber erst wenn man bei der Sache angelangt sein wird, wird man sehen können, ob die Leute, die nicht nur wiederholen und verteidigen wollen, zahlreich genug sind, daß aus dem Konzil etwas herausschaut. Letzte Woche habe ich vor den deutschen, österreichischen und Schweizer Bischöfen über das zweite dogmatische Schema 34 Stunden geredet. Wirklich so massiv, wie wenn ich Dir etwas sagte. Frings war Vorsitzender der Versammlung. Er sagte am Schluß dieser Abschlachtung, er sei mit allem einverstanden, eine Diskussion sei eigentlich überflüssig. Und niemand widersprach. Was sich wohl Schäufele dabei gedacht hat? () Das Ganze hier geht natürlich mit viel Wirbel, Gerede und Gewurschtel vor sich. Immerhin lernt man auch einige Leute kennen, die einen interessieren. () Im übrigen hab ich außer den endlosen Beratungen im kleineren und kleinsten Kreis (heute nachmittag kommen z. B. bei Volk ein gutes Dutzend deutscher und französischer Theologen zusammen; Schmaus wird nicht dabei sein, weil er nach Deutschland verreist ist, Schauf laden wir nicht ein) mich an einem Vorentwurf zu einem neuen dogmatischen Schema geplagt, damit wir etwas anderes positiv anzubieten haben werden, wenn wir versuchen, die Trompschen Entwürfe zu Fall zu bringen. ¹⁰ Ob ich Aussicht habe, als Peritus in die dogmatische Kommission hineinzukommen, ist fraglich. An sich habe ich gar keine. Denn nach der bisherigen Geschäftsordnung hat nur der Präsident der Kommission das Recht, einen Peritus hineinzuberufen. Und das wird bei mir Ottaviani sicher nie machen. Aber man wird versuchen, die Geschäftsordnung in diesem Punkt zu ändern. Alle Bischöfe der obigen Versammlung waren für diese Änderung (also auch Frings, Döpfner und König). Ich hab dem Straßburger Koadjutor vorgestern gesagt, als er mich besuchte, er solle das auch den französischen Bischöfen beibringen, was zu versuchen er versprach. Man kann schon hoffen, daß man so etwas erreicht. Abwarten.»

Meine Korrespondenz mit Karl Rahner aus diesem Oktober 1962 zeigt übrigens, daß wir bereits damals mit dem Plan begannen, im Anschluß an das LThK die Konzilsdekrete in einer guten deutschen Übersetzung und mit fachmännischen Kommentaren herauszugeben. Er berichtete weiter:

«Von hier kann man eigentlich nichts erzählen, was nicht auch in den Zeitungen steht. Heut war die erste Sitzung über das Liturgiedekret. Der es am ärgsten bekämpft hat, war der Sekretär der Ritenkongregation. Doch scheint die Stimmung im allgemeinen dem Dekret günstig zu sein. Nun ja, es ist ja auch so zahm, daß das doch das Mindeste ist, was man erwarten kann. Am Freitag flieg ich bis Samstag nach München. - Wir haben uns mit den fortschrittlicheren Franzosen schon ganz gut angefreundet. Die Franzosen scheinen besser zu werden, als man nach dem erwarten konnte, was sie in der Zentralkommission und vorher fertiggebracht haben. - Auch eine kleine Anekdote: Lubacs Buch über Teilhard war durch die Zensur des HO gegangen. Und kaum war es erschienen, wurde es so schäbig im Osservatore angegriffen. Die Orientierung hat auch ein Miramur bekommen wegen ihres Artikels über das Kirchenlatein. Ich bin gespannt, wie es mir da mit meinem" geht. Es ist doch schön zu leben, wenn man nichts zu verlieren hat und nicht Prälat oder so etwas werden will!» (Rom, 22.10.62)

Gegenentwürfe zu vorbereiteten Schemata

«Ob ich in die Theol. Kommission komme, ist noch sehr ungewiß. König ist zwar drin, aber nach der bisherigen und noch nicht geänderten Geschäftsordung kann nur Ottaviani einen Peritus hineinbringen. Ich trau dem auch zu, daß er König einen Korb gibt, wenn dieser mich mitbringen will. Zur Zeit ist hier im Konzilsvolk große Aufregung über die Auswahl der vom Papst ernannten Mitglieder der Kommissionen. In der Liturgie ist auf diese Weise Dante hineingekommen, der eine ab-

¹⁰ Vgl. Y. Congar, Erinnerungen an eine Episode auf dem II. Vatikanischen Konzil. Anhang: Zwei Schema-Entwürfe «De revelatione Dei». I. Karl Rahner unter Mitwirkung von Josef Ratzinger. in: Glaube im Prozeß, hrsg. v. E. Klinger-K. Wittstadt (Freiburg/Br. 1984) 32-50. – Sebastian Tromp SJ, der hier als Verfasser dogmatischer Vorentwürfe genannt wird, war Konsultor des St. Offizium und wurde zum Sekretär der Theologischen Kommission ernannt.

¹¹ K. Rahner, Über das Latein als Kirchensprache: ZKTh 84 (1962), 257-299. Der Artikel brauchte nicht durch die Vorzensur zu gehen, weil er zur Zeit dieser Maßnahme in der Druckerei schon gesetzt war.

solut blödsinnige Rede gegen das Liturgieschema und die Mutterspracheverwendung in der Liturgie in der Konzilsversammlung gehalten hat. Ebenso ist Parente in die Theol. Kommission hineingekommen. Mehr als ein Drittel dieser neuen Mitglieder sind Italiener und Spanier. Dazu kommen noch einige (wohl reaktionäre) USAler. Merkwürdig ist überhaupt, daß die Südamerikaner fortschrittlicher zu sein scheinen, während die Amis und Engländer meist höchst reaktionär zu sein scheinen. Ich gehe nicht in die Liturgiesitzungen des Plenums. Das wäre Zeitverschwendung. Ich boßle an Schemataversuchen von Ratzinger und mir, von Congar und von Philips12 herum. Wahrscheinlich wird es für die Katz sein. Immerhin gibt es wirklich viele Leute (so daß noch Hoffnung), die die Trompschen und Hürthschen Schemata hassen und bekämpfen. Man muß also weitermachen, so gut es geht. Man kann noch nicht sagen (Ermüdungserscheinungen zeigen sich schon), wann man mit der Liturgie fertig sein wird oder wann es auch nur zu richtigen Abstimmungen kommt. Was dann von der Dogmatik dran kommt (De fontibus revelationis usw. oder doch erst De Ecclesia), weiß ich noch nicht. Das ist sehr dumm, weil man darum nicht weiß, worauf man sich konzentrieren soll. () Mit Ratzinger komm ich gut aus. Und er ist sehr gut bei Frings angeschrie-(Rom, 30. 10. 62)

«Und es ist auch Deine Biographie von mir gekommen. Auch dafür sehr vielen und herzlichen gerührten Dank. Ich kann zwar nicht versprechen, daß ich dieses Dein Opus lesen werde. Denn ich bin mir nicht sehr interessant. Aber irgendwie bin ich doch froh über das Opus. Denn es ist eben doch ein Zeichen, daß die Theologie, die ich vertreten möchte, nicht ganz unterdrückt werden kann, sondern Hoffnung ist, daß sie langsam ihren Weg eben doch macht (hoffentlich nicht zu spät). Ich merke auch hier, daß ich immer noch nicht veraltet bin, auch wenn ich mit Daniélou, Congar, Ratzinger, Schillebeeckx usw. an einem Tisch sitze. Ich finde, daß die immer noch nicht genug realisieren, wie wenig z.B. eine Christologie von oben, die einfach mit der Erklärung, Gott sei Mensch geworden, anfängt, heute ohne weiteres ankommen kann. Und so in vielen anderen Fällen auch. Natürlich kann man praktisch nicht erwarten, daß eine andere Denkart schon in den Schemata des Konzils ihren Niederschlag findet, aber ich find sie nicht einmal ausgesprochen genug bei den fortschrittlichen Theologen selbst. Sonst weiß ich von hier nicht viel zu erzählen. Ich geh nicht in die Sitzungen. () Morgen muß ich zu Frings. Ratzinger und ich sollen ihm das (Schema), das wir zwei ausgeschwitzt haben, vortragen. Es ist eine sehr harmlose Sache und hat so gut wie keine Aussicht, auf dem Konzil wirklich zur Debatte gestellt zu werden. Aber man muß tun, was man kann. Um die offiziellen Schemata zu Fall zu bringen. Philips von Löwen hat so ein Schema für die Kirche gemacht. Congar so eine Art Proömium in Form eines Glaubensbekenntnisses. Danielou hat einen neuen Rock aus Flicken der offiziellen Schemata zu schneidern versucht. Ich bin gespannt, wie es weiter geht. Man weiß noch immer nicht, was nach dem Liturgieschema drankommt. Aber die Tendenz, dann mit dem Ecclesiaschema zu beginnen, scheint zu wachsen. Man sagt, daß das schon zehn Kardinäle beantragen wollen. Das wäre gut, dann würde die Aussicht wachsen, daß gewisse andere Schemata theol. Art vielleicht überhaupt ein stilles Begräbnis finden könnten. Daß nach der Luxemburger Zeitung Alfrink neulich Ottaviani das Wort entzog, weil er zu lang redete und man dann zu klatschen begann (was sonst ja nicht üblich ist), wirst Du gehört haben. Motto: Schadenfreude ist die reinste Freude. Ottaviani soll im HO alle fragen, warum man ihn denn so hasse. Und der Parente hat sich schon zum Märtyrer des HO erklärt.» (Rom, 5.11.62)

Eine entscheidende Konzilswoche (14.-21. Nov. 62)

«Diese Woche fängt also die Dogmatik hier an. Ich bin ge-

spannt, wie das geht. Hoffnung ist nicht groß bei mir. Aber wir werden tun, was wir können. In den letzten Tagen hab ich ein lateinisches Antigutachten gegen das erste dogmatische Schema gemacht. Heute nachmittag bekommen es alle deutschen Bischöfe in die Hand. Die Germaniker haben es schön in 400 Exemplaren abgezogen¹³. Morgen muß ich den südamerikanischen Bischöfen einen Vortrag halten. Vielleicht bekommen wir doch eine gute Drittelminderheit zusammen, die das Ärgste verhindern kann. Frings ist optimistisch. Andere wie ich weniger. Videbimus. Frings verbreitet auch in ca. 2000 Exemplaren eine Art Schema, das Ratzinger und ich verbrochen haben. Dafür sind aber die Aussichten nach meiner Meinung gleich Null. Wann erscheint der 7. Band? Ich sollte das bald wissen, damit man vielleicht ihn doch einigen Leuten hier noch überreichen kann. Vielleicht dem Ottaviani, der aus Wut darüber, daß man ihm das Wort entzogen hat, nicht mehr zu den Sitzungen gekommen ist. Wenn aber jetzt die Dogmatik anfängt, wird er schon wieder kommen und sich als der eigentliche Papst gerie-

«Man ist zur Zeit an der Diskussion über (De Ecclesia). Ich habe dazu ein Elaborat gemacht, das in 1300 Exemplaren verbreitet wurde. Ich habe es schon an Dich geschickt. Ob wir eine Ablehnung des Schemas erreichen werden wie bei De fontibus revelationis ist noch ungewiß. Ungewisser als bei dem ersten Schema. Heute soll ich nun endlich mit König doch zu einer Sitzung der Kommission, die das durchgefallene Schema neu machen soll14. ()

D. ist heute wieder abgereist. Es war sehr lang da. Das war für mich sehr gut, weil er sowohl ein Gutachten De BMV als auch das Gutachten gegen (De Ecclesia) auf Matrizen schrieb und ich so bei den Germanikern nicht herumbetteln mußte, die aber den Abzug der Sache besorgten. Alles in allem haben wir ca. 50000 Blatt mit all dem Zeug hier bedruckt. Wenn man das Ratzinger-Rahner-Schema hinzunimmt, wird es noch mehr (das ist bei Frings in der Anima (gedruckt) worden).»

(Rom, 12.11.62)

Im Herbst 1962 arbeiteten die vier ältesten Schüler Rahners (Darlap, Kern, Metz und ich) an der Vorbereitung einer großen Festschrift zur Vollendung seines 60. Lebensjahres. Auch sie sollte eine Art Schutzfunktion für ihn erfüllen. In diesem Zusammenhang war mir die Idee einer «Tabula gratulatoria» gekommen. Ich fragte nach seiner Meinung dazu. Er antwortete: «Ich meine so: an sich ist so eine tabula gratulatoria ein nicht unvernünftiger Gedanke. Es kann einmal beim Heiligen Offizium und ähnlichen Stellen Eindruck machen, daß man doch zu viele Leute vor den Kopf stößt, wenn man mich schikaniert. Und insofern bin ich schon dafür, wenn es jemand machen will. () Sonst gibt es hier nicht viel Neues. Heute nachmittag muß ich wieder mit König zur Sitzung der gemischten Kommission zur Neuausarbeitung des durchgefallenen Schemas. Heute nachmittag wird es brenzlig werden.» (Rom, 7, 12, 62)

«Gleich nach Weihnachten werden Semmelroth usw. nach München kommen, wo wir dann (vielleicht auch mit Schmaus zusammen) über das Konzilsschema (De Ecclesia) brüten müssen für die deutschen Bischöfe, die dies bis Februar brauchen.» (Innsbruck, 17.12.62)

Mit dieser Notiz enden die Zeugnisse für das Jahr 1962, das für die Biographie Karl Rahners so bedeutend war und ist.

Copyright: Herbert Vorgrimler, Münster/W. (auch für Ausschnitte)

¹² Gérard Philips (1899-1972), belgischer Dogmatiker.

¹³ Von den Germanikern, die eifrig beim Hektographieren halfen, ist später K. Lehmann bekannt geworden, damals Schüler von E. Dhanis SJ, bei dem er an der Gregoriana promovierte, heute Bischof von Mainz.

[&]quot;Es handelt sich um die gemischte Kommission, die von Kardinal Ottaviani und Kardinal Bea (Einheitssekretariat) gemeinsam zu leiten war. Vgl. Karl Rahner, Bekenntnisse, hrsg. v.G. Sporschill (Wien 1984) S. 27-28. -LThK, Das Zweite Vatikan. Konzil III, S. 633 und 666.

Mosambik: Dürre, Bürokratie, Hunger

Nyamapanda, Grenze Zimbabwe/Mosambik, Mai/Juni 1984. - Die Zollbeamten an der Grenze schütteln den Kopf: nein, allein mit unserem Privatwagen dürften wir nicht in das von «Bandits» verunsicherte Nachbarland einreisen, wir sollten auf den nächsten Konvoi warten. «Wann geht der denn?» - «Vielleicht übermorgen!» Das ist zu spät. Zwar ist die schmale Grenzstraße schon an diesem Freitag vollgestopft mit LKWs (mit Zimbabwe- und mit Malawi-Autonummern), ich zähle achtzehn, und von 15 versammelten Lastern an macht die Zimbabwe-Armee Eskorten durch die nordmosambikanische Provinz Tete bis nach Malawi, das als eines der wenigen Länder mit Nahrungsmittelüberschuß für das ebenfalls hungernde Zimbabwe den lebensnotwendigen Mais im Überfluß hat. Nachdem Anfang März ein Konvoi von nicht weniger als 50 Lastwagen auf dieser Straße nördlich Tete überfallen wurde, die 14 eskortierenden Soldaten der Frelimo-Armee Mosambiks dabei erschossen und 14 LKWs ausgebrannt waren, hatten sich beide Nachbarländer darauf geeinigt, daß die besser ausgerüstete Zimbabwe-Armee die Begleitung und den Schutz der Fahrzeuge übernimmt. Die «Second Brigade» kontrolliert also seit März 1984 die etwa 250 km lange Strecke von Zimbabwe nach Malawi durch Mosambik-Territorium. Zimbabwes Armee hat zur Sicherung der Straße auch z.B. in Changara eine Einheit von 250 Soldaten stationiert. Die Armee schwärmt auch aus, um die Straße und das umliegende Land zu kontrollieren.

EINE ABSURDE Situation: Diese Konvois bringen erst jetzt die 200000 t Mais, die Malawi gut verkaufen kann, in das in weiten Landesteilen von der Dürre heimgesuchte Zimbabwe. Dieser Mais wäre allerdings in Mosambik genau so dringlich, nein, aufgrund der Versorgungslage erheblich wichtiger. Mosambik aber kann weder etwas kaufen noch irgendeinen Transport organisieren noch sich um weitere Verteilung im Lande kümmern. Bei unserer Rückfahrt begegnen wir einem schwerstbewachten Konvoi. Ich zähle allein 66 LKWs, meist Containerlastwagen, dazu gut verteilt neun APC (= Armed Personnel Carriers), zwei Panzerspähwagen sowie zwei Armeekräne. Eine Karawane wie zu Kriegszeiten, es kann einem schön ordentlich Angst werden ...

Bevor wir losfahren vom Grenzort Nyamapanda hören wir, daß es am 15. April 15 km von der Grenze auf Mosambik-Territorium zu einem heftigen Gefecht mit den «Bandidos» gekommen sei. Kurz zuvor hatte uns im Autoradio die Nachricht erreicht, daß im Norden Tetes vom MNR, dem «Movement for National Resistance», ein Bus überfallen worden sei. Folge: 39 getötete Menschen. «Die knallen auf alles wie auf Hasen, ob Männer, Soldaten, Zivilisten, Frauen, Kinder», sagte uns später jemand in Tete, der als Entwicklungshelfer schon drei Jahre im Lande lebt.

Was tun? Wir können es uns aus Zeitgründen nicht erlauben, hier jetzt 48 Stunden an der Grenze zu warten und dann immer noch nicht zu wissen, ob es mit dem Konvoi klappt. Dann denke ich: Ich muss mir selbst das zumuten, was wir später den Ärzten und Krankenschwestern vom Notärztekomitee zumuten wollen bei einer möglichen Nothilfearbeit in der Provinz Tete. Wir machen also noch unsere Zollformalitäten. Papiere noch und noch, selbst auf der Mosambik-Seite, wo in dem Zollhäuschen kein Stuhl mehr auf vier Beinen steht; an einem fehlt es wohl auf der ganzen Welt nie: an vorbildlichen Formularen. Wir müssen jedenfalls auf der Mosambik-Seite die aufwendigsten Zoll- und Immigrationspapiere ausfüllen, dann sind wir fertig. Es ist 14 Uhr, wir sollten uns beeilen, denn wir müssen unbedingt vor Einbruch der Dunkelheit in Tete sein. Unserem Datsun hat sich ein kleiner Fiat angeschlossen: ein Mosambikaner aus Tete, Suleiman Predio, der während neun Monaten in Zimbabwe Geld verdient hat, geht mit seiner ganzen Familie

zurück in seine Heimat. Wir fahren im Abstand von etwa 500 Meter hintereinander her. Es gibt kaum etwas Unangenehmeres als das Gefühl, auf so einer Straße – die wie für Guerillas gemacht erscheint – an irgendeiner Wegschneise oder Biegung aufgehalten oder abgeknallt zu werden. Ich bin mit einem japanischen Journalisten (Jin Matsumoto, «Asahi Shinbun») unterwegs; der seine japanische Ruhe jetzt langsam aufgibt. Er fragt mich immer, was er tun soll, wenn plötzlich jemand rechts oder links aus dem Busch springt. Anhalten, durchstarten, die Geschwindigkeit noch erhöhen? Die Möglichkeit, daß etwas passieren kann, setzt sich im Kopf in eine Beinahe-Wirklichkeit um, die Phantasie und Imagination arbeiten in solchen Stunden auf Hochtouren.

Wir sind beide innerlich sehr nervös, versuchen uns aufzumuntern, aber auch abzureagieren. Der Japaner fährt viel zu schnell, in der Hoffnung, durch Schnelligkeit in den Kurven einem Guerillaüberfall, den «Bandidos» zu entgehen. Wie gebannt schauen wir beide, schielen wir immer wieder auf den Tacho, erleben aufatmend das Vorüberlaufen der «Noch-15km-bis-zur-Grenze»-Marke, wo vor wenigen Wochen mehrmals Kämpfe, Schießereien mit den Armee-Einheiten Zimbabwes stattgefunden haben sollen. Der Wagen ist-zu schnell, denn auf der für afrikanische Verhältnisse nicht schlechten, asphaltierten Straße gibt es alle fünf bis zehn Kilometer von weitem nicht erkennbare, tiefe Schlaglöcher von der Größe zweier Badewannen; da schlägt das Auto meist mit einer viel zu hohen Geschwindigkeit so stark hinein, daß wir unwillkürlich an Achsenbruch denken. Das wäre natürlich noch kritischer: hier in der desperaten Buschwelt mit Motor- oder Achsenschaden sitzen bleiben!

Die Affen und Schimpansen, die manchmal aus dem Busch kommen und kreischend und mit Gezeter die Straße überqueren, machen uns rasend. An einer Stelle erleben wir einen «Schockschrecken», weil sich ein großer Schimpanse aus dem Unterholz löst und direkt vor dem Auto auf die andere Seite flitzt. In solchen Stunden ist man sehr auf sich zurückgeworfen; die Ouvertüre zu Mozarts «Don Giovanni» fällt mir ein; ich sehe die Statue des Komturs; unheimlich, wie es mir in Schultagen in der Oper wurde; es gibt einen emotionalen Anknüpfungspunkt an diese halbbewußte Erinnerungen. Außerdem aber bin ich meiner ganz sicher: Solche Guerillas müssen sehen, daß wir nur kommen, um zu helfen. Vorsorglich habe ich einen Aufkleber mit dem französischen Namen Comité Allemand Médecins de Secours auf den von «Echo-Hire» in Harare gemieteten Wagen geklebt. Ich habe Medikamente mit, die ich zur Not weggeben könnte: Malaria- und Schmerzmittel, Aspirin, Wund- und Betaisidonasalbe. Und, ich weiß nicht wie, aber es kommt ein Satz in mir hoch, den ich einmal als Schüler in einem Aufsatz von Friedrich Heer über den «Alteuropäischen Optimismus» gelesen habe. Darin wurde der österreichische Dichter Peter Altenberg zitiert mit dem Satz: «Mir kann nix passieren, selbst wenn ich vier Klafter tief unter der Erde sitze ...» So ähnlich stabilisierte ich meine Gefühle, man braucht so einen Satz: «Es kann mir nix passieren.» Was soll mir den passieren, da wir nur kommen, um armen, ausgelaugten, erschöpften Menschen zu helfen?

Der japanische Journalist von der Zeitung «Asahi Shinbun» erzählt mir von der Vorgeschichte seiner Fahrt nach Tete: Er war zehn lange Tage in der Hauptstadt Maputo, 2000 km von hier im äußersten Süden gelegen. In zehn langen Tagen schaffte er es mit japanischer Beharrlichkeit, die Erlaubnis des Informationsministeriums für die Berichterstattung in Tete zu bekommen. Das war schwierig genug, denn bis vor kurzer Zeit standen die Behörden allen westlichen Medien sehr abweisend gegenüber. Seit Nkomati hat sich das geändert. Der Staat merkt, daß er politisch, wirtschaftlich und militärisch im Koma liegt.

Er kann nur noch alles auf eine Karte setzen, und das heißt: Hilfe aus allen Ländern, auch aus dem Westen, akzeptieren. Als Jin, mein japanischer Kollege, aber seine Erlaubnis aus dem Informationsministerium hatte, wartete er fünf, sechs, sieben Tage vergeblich auf den täglich neu angekündigten Inlandflug nach Tete. Der Flug ist zudem die einzige Möglichkeit, innerhalb Mosambiks von der Hauptstadt in den Norden zu kommen, weil die Straßen von Maputo nach Beira und weiter in den Norden völlig unpassierbar sind: eine sogenannte Widerstandsbewegung, die MNR, terrorisiert das ganze Land, vor allem aber Gebiete um die Hauptstadt herum. Jin war also gezwungen, mit einer regulären Maschine nach Harare/Zimbabwe zu fliegen, um sich von dort mit einem Mosambik-Visum per Auto nach Tete/Mosambik zu begeben. Es fliegt kein Flugzeug mehr, weil es kein Benzin mehr gibt. Das wenige Benzin, das ankommt, wird in bewachten und eskortierten sogenannten «Kolunas» (Kolonnen) wochenlang auf Straßen transportiert; da die Militärbegleitfahrzeuge auch Benzin brauchen, schmilzt der Vorrat, der von der Hafenstadt Beira z. B. nach Tete geht, beträchtlich. Da es keine funktionierende Eisenbahnverbindung mehr zwischen Beira und Tete, zwischen Beira und Manica sowie zwischen Malawi und Tete gibt (früher galt Mosambik als das von den Portugiesen verkehrsmäßig am besten erschlossene Land Afrikas), liegt auch der Export Mosambiks brach, mit dem es sich durch Lieferungen von Kajunüssen (engl. cashew), Zucker, Baumwolle, Krustentieren und Fischen früher noch einige Devisen ins Land holen konnte.

IN TÖDLICHER Kreislauf: keine Transporte, weil kein Ben-Ein Todlicher Aleisiauf, Reine Aleise Sicherheit auf den Straßen und Eisenbahnschienen; keine Sicherheit, weil Südafrika eine allein von ihm abhängige Widerstandsbewegung in Mosambik implantiert und ausgerüstet hat, welche den Ehrentitel «Resistencia» gar nicht verdient. So sieht der diabolische Zirkel aus. Dazu kommt, daß sich Ost und West in der hemmungslosen Ausbeutung der Länder, über die sie zu verfügen scheinen, kaum unterscheiden. Die Sowjetunion hat Mosambik so fest im Griff, daß sie nicht gezögert hat, sich 83 Prozent der Fangergebnisse vor den fischreichen Küsten (2000 km) Mosambiks zu sichern - ohne Scham bei fortdauernder Hungersituation. Nur 17 Prozent stehen der «ausgepowerten» Bevölkerung des Landes zur Verfügung. Dabei wäre gerade der wertvolle, eiweißhaltige Fisch besonders wichtig als Überlebensration. In Maputo ist kein Fisch zu haben; es gibt ein einziges vornehmes Fischrestaurant, in dem mit Devisen zu zahlen ist, nämlich 13 US-Dollars für ein Mittag- oder Abendessen.

Auf unserer Fahrt durch die Guerillaregion sind wir in Changara angekommen, einer Stadt mit 9500 Einwohnern, die einem großen Distrikt den Namen gibt, der den ganzen Bereich südlich von Tete einnimmt. Changara ist der Schnittpunkt der beiden Verkehrsadern durch das Land: zum einen die Straße von Zimbabwe nach Tete und Malawi, zum andern die Straße vom Süden, von Maputo über Beira, Chimoio, Manica und weiter, ebenfalls nach Tete. Großartig-einsam steht hier in der menschenleeren Landschaft ein Schild «Bar-Restaurant 200 m». Wir folgen auf gut Glück dem Pfeil. Ja, in dem Restaurant, das auch ein Hotel ist, sind die Tische fein gedeckt, ist ein Zimmer gemacht, aber kein Gast weit und breit, und dies seit anderthalb Jahren. Der Wirt erklärt stockend, er habe gutes Wasser, «agwa», und einige Spaghetti, die er machen könne, wenn wir wollten. Sonst habe er nichts, keine Getränke, keine Nahrungsmittel.

Von Guerillas haben die Leute nichts gehört, sie wissen nur, daß es die nächsten 80 km bis etwa 15 km vor der Provinzhauptstadt Tete immer noch gefährlich ist. Wir müssen los – der drohenden Dunkelheit wegen. Von nun an fahren wir durch ein Totenland; die Hüttendörfer rechts und links der Straße sind leer, kein Mensch ist zu sehen. Nur manchmal zwischendurch eine Familie, die mit einem großen Stock in einem Holztrog etwas Mapira – ein Art Hirse – stampft, oder Mütter

mit Kindern auf dem Rücken, die Blätter von den Baobabbäumen zupfen für eine Suppe. Wir sehen später auch eine Familie, die sich nur noch von diesem Baobabbaum ernährt, was ziemlich widerlich und bitter schmeckt. Man ißt nicht nur die Blätter, sondern auch die Baobabfrucht, die man kochen kann; ein knollenartiges Gewächs. Sonst liegen alle Felder brach. Zumeist wird hier Mais angebaut. Ein trauriges Bild: Die Maisfelder sind ausgetrocknet, die sonst so dicken Stauden sind dünn, mager, jämmerlich, die Blätter hängen schlaff herunter. In den leeren Hütten liegen nur noch Reste der Baobabfrucht herum. Viele Menschen sind aus dieser Region geflohen, entweder nach Zimbabwe – es sollen 52000 Menschen gewesen sein – oder auch nach Tete, weil Menschen in solchen Situationen immer wieder meinen, in der Provinzhauptstadt müsse man doch wenigstens etwas zu essen haben.

Wir sind durch; vor uns der Satellitenberg südlich von Tete, der die Stadt überschaut. Wir sind durch den feindlichen Ring hindurch, wir haben Glück gehabt. Aber nicht nur das: In unserem Interesse wollten wir ohne Eskorte fahren. Denn nachweislich greifen die MNR-Söldner mit Vorliebe Militärtransporte oder Militäreskorten an, auch weil sie sich dann meistens mit Waffen versorgen können. Zudem ist der bewachte Konvoi schwerfällig, fährt höchstens 50 km/h, macht ein großes Getöse durch die Landschaft, während wir mit unserem Datsun 110 km/h gefahren sind. Es gibt nur eine Herberge in Tete, «Hotel Zambeze», dort werden wir für 14 Dollars die Nacht in völlig kahlen Zimmern untergebracht, in denen es kaum einmal am Tag Wasser gibt und wo die Kanalisation defekt ist. Weil wir über die Versorgungsnöte Bescheid wissen, haben wir Kommißbrote, Käse, Wurst und trinkbares Wasser aus Harare mitgebracht. Das war unser Glück. In dem einzigen Staatshotel der Provinzhauptstadt Tete gibt es am Morgen in schönen Zinnkannen heißes Wasser, dem man den Teegeschmack nur mit Mühe abgewinnen kann, kein Brot, keine Butter, geschweige denn anderes; am Mittag gibt es für 5 US-Dollars eine dünne Suppe und einen Schlag Spaghetti, am Abend ungefähr dasselbe. Die Bewohner in Tete bekommen pro Kopf im Monat zwei Kilo Mais, ein Kilo Reis, wenn sie in der Genossenschaft sind; Rationen zum Sterben. Wie man davon leben kann, fragen wir uns, fragen wir auch die Bewohner, von denen niemand, wirklich niemand dick oder auch nur mollig ist, die meisten sind schmal, schlank, ja mager, oft leicht aggressiv uns gegenüber, weil man uns ansieht, daß wir es haben: das dreimal tägliche Essen. Es überfällt den Mitteleuropäer wirklich wie ein Schock, daß es im Hotel nicht wie selbstverständlich dreimal täglich zu den Mahlzeiten gongt, sondern daß die Regel das zweimalige Essen am Tag ist. Und das gilt für das privilegierte Hotel; die Mehrzahl der Bewohner kann nur noch einmal am Tag etwas zum Essen zubereiten. Wie man überlebt? Manch einer wagt den Marsch nach Norden in das landwirtschaftliche Überschußgebiet Angonia; allerdings bleiben dort viele auf der Strecke, weil sich gerade in dieser Gegend die Söldner der MNR eingenistet haben und rücksichtslos gegen jedermann vorgehen. Mich erinnert vieles an die Zeit nach 1945, die ich selbst als 6- bis 7jähriger mitgemacht habe. Brennesseln hatte uns die Mutter damals als Spinatersatz gekocht; wenn zu dieser Brennesselsuppe zwischendurch mal ein winziges Stück Speck hinzukam, war das ein «Gefühl wie Weihnachten». Andächtig und bedächtig hat man die Bissen «zelebriert». Damals mußte auch unsere Mutter Hamsterfahrten unternehmen, damit die vier Kinder wenigstens etwas in die notorisch hungrigen Mäuler bekamen.

Die Mediziner aus der DDR, genauer aus Sachsen (sechs Ärzte, zwei Krankenschwestern), arbeiten seit 1980 im Provinzkrankenhaus in Tete. Sie müssen mit einem Minimum an Pharmazievorrat täglich neu improvisieren; sie schieben die wenigen Infusionen und das wenige Penicillin händeringend von einem Notfall zum anderen. Dr. Joachim Münch, der Leiter der Equipe, kam an einem Abend noch eigens zu mir ins Hotel, um über die fehlenden Medikamente zu sprechen und zu fragen, ob wir

nicht eine Möglichkeit hätten, Medikamente nach Tete zu bringen. Es fehlt eigentlich alles: Antibiotika, Aspirin, Penicillin, Infusionen. Für die 350 mangelernährten Kinder, die in den Hungermonaten eingeliefert wurden, hatte man, wie Dr. Münch beschämt sagt, nur noch Magermilchpulver, also mußten 75 Kinder sterben, die man mit den Mitteln der ärztlichen Kunst hätte retten können, wenn ... Dabei hatte man noch Glück im Unglück: wären die Ambulanzwagen gefahren, hätte man noch viel mehr anämische und Kwashiokor-Kinder ins Krankenhaus eingeliefert. Da aber die Wagen fast alle wegen Benzinmangel nicht mehr fahren können, kommen nur alle die, welche es zu Fuß schaffen.

WIR BEIDE, der japanische Journalist Matsumoto und ich, der Vorsitzende einer Hilfsorganisation, nicht etwa aus der G.D.R., sondern aus der F.R.G., also der «Federal Republic of Germany», erregen Aufsehen und Verwunderung. Wir haben den Weg von Zimbabwe nach Tete ohne Eskorte geschafft. Ich selbst habe kein Visum aus Maputo, und das in einem so zentralistischen Land. Aber Mosambik muß sich umstellen, wenn es überleben will. Und so verstehen es der Gouverneur Francisco wie auch der Leiter der wichtigsten Verwaltungsabteilung, der Calamidades naturais, Vitor Borges in Tete, daß jetzt schnelle Hilfe nottut. Doch bleibt die Bürokratie, bleiben Souveränitätseifersüchte als Hindernisse und Barrieren, um einen schnellen Beginn der Hilfstätigkeiten, die das Komitee Cap-Anamur-Notärzte im Süden Tetes plant, erst einmal zu verhindern. Ich möchte nicht wissen, wieviel tote Kinder immer wieder auf das Konto von Schreibtischformalisten gehen, die einen wochenlang herumrennen lassen, um die richtigen Stempel an der richtigen Stelle auf wichtige Papiere setzen zu lassen. Das Schlimme: selbst wenn ein Land im Koma liegt wie im Falle Mosambik zu diagnostizieren -, gerade dann wird um so mehr Dienst nach Vorschrift gemacht, und die Behörden selbst sind schon eine Art Potemkinscher Dörfer geworden.

Das ganz neue Problem in Mosambik: Es reicht nicht, Nahrungsmittel anzuschleppen, man muß auch die Transporte organisieren (und damit Benzin), um die Nahrungsmittel zu den Hungernden zu bringen. In Maputo liegen die Lagerhäuser voll von Weizen, Milchpulver, Saatgut, aber es gibt keine Transporte, um sie aufs Land zu fahren. Außerdem hat die MNR um die Hauptstadt einen Ring gezogen, der solche Transporte schon aus Sicherheitsgründen nicht zuläßt. Auch in Tete, der Provinzhauptstadt im äußersten Norden, lagern gerade 1100 t Mais, aber wer kann sie in die Distrikte bringen? Fast symbolisch wird am 14. Mai ein allererster Transport von Tete nach Changara mit Armeelastwagen organisiert, weil zufällig etwas Benzin aufzutreiben war, aber auch, weil eine Frelimo-Militäreinheit zwischendurch beweisen will, daß sie neben den Zimbabwesoldaten auch ihrerseits zu einer Eskorte von Transporten in der Lage ist.

Um 11 Uhr morgens kommen die LKWs in Changara an, wir erleben einen historischen Augenblick: der erste Hilfsgütertransport in dem hauptbetroffenen Distrikt: 277 Säcke zu 90 kg Mais. Der erste Transport seit dem Ausbruch der Katastrophe, die in der Provinz nach offiziellen Angaben 5000 Menschen dahingerafft hat, nach Auskunft der Ärzte noch viele mehr. In Changara und Umgebung wurden in der schlimmsten Zeit täglich 30 Kinder zu Grabe getragen...

AUF DEM WEGE nach Changara machen wir in einer kleinen Ortschaft namens Cancuni halt, wo wieder Menschen die Hütten bevölkern. Es geht den Menschen im Umkreis von Changara jetzt wieder etwas besser, weil es aufgrund einiger Regenfälle eine kleine Ernte gegeben hat. Aber alle Welt ist besorgt, weil diese Ernte nur bis zum August reicht, dann herrscht wieder gähnende Leere, weil diese geringfügige Ernte nicht konserviert werden kann. Der alte Häuptling des Dorfes Cancuni führt uns weit durch den Busch zu einem Erdhügel, wo die Bewohner im Januar 1984, als die Hungersnot tobte, 46

Einige Grunddaten zu Mosambik

Mosambik (im deutschen Sprachraum oft auch französisch geschrieben: Moçambique) umfaßt ein Territorium von 784032 km² (Schweiz: 41288 km²), erstreckt sich in der Nordsüdausdehnung über fast 2000 km und wird nach einer Schätzung von 1982 von 12,6 Millionen Menschen bewohnt (1976: 9,4 Mio.). In seiner ganzen Länge an den Indischen Ozean grenzend, hat es im Norden außer Tansania und Zambia Malawi zum Nachbarn, das wie ein gekrümmter Finger den Landesteil um Tete einfaßt, um den es in der Reportage geht und der als Dreiländerecke noch an das befreundete Zimbabwe grenzt (die dortige Befreiungsbewegung operierte seinerzeit von Tete aus). Die im südlichsten Zipfel, unweit der Grenze zu Südafrika gelegene Hauptstadt Maputo hieß früher Lourenço Marques, einer der vielen Namen, die seit der Unabhängigkeit geändert wurden. Dabei ist Portugiesisch als Sprache nach wie vor völlig unumstritten, wie überhaupt das Land, das auch keine größeren tribalistischen Auseinandersetzungen kennt, stärker als vergleichbare andere afrikanische Länder von der Kolonialmacht geprägt ist. Die Kolonisatoren haben bei den Einheimischen weniger Haß zurückgelassen, so daß gegenwärtig von seiten Mosambiks wieder gute Beziehungen zu Portugal erhofft werden können.

Von der Unabhängigkeit ...

Mosambik kam ja auch auf historisch einzigartige Weise zu seiner Unabhängigkeit: Die Revolution in Portugal ging von den Kolonien aus. General Antonio de Spinola gab die entscheidende Initialzündung, die in Portugal zum Sturz Salazars, aber auch zur Aufgabe der Kolonien Mosambik und Angola führte. Die einzige repräsentative Befreiungsbewegung Frelimo übernahm fast unbestritten die Macht und führte eine Verfassung ein (1975), die den Weg Mosambiks zu einer sozialistisch orientierten Volksrepublik vorbereiten sollte. Das Land entwickelte sich zu einer streng nach dem Ostblock ausgerichteten Ein-Parteien-Herrschaft. Positiv waren die Alphabetisierungsanstrengungen, der Aufbau eines gut funktionierenden Gesundheitswesens bis in das letzte Dorf, die - leider dogmatisch verengte - Förderung der Landwirtschaft. Samora Machel, Führer der Befreiungsbewegung und später Staatspräsident, Parteichef und oberster Befehlshaber der Frelimo-Armee, revidierte 1979 den streng kollektivistischen Landwirtschaftskurs: Bauern konnten von da ab innerhalb der Kooperativen auch ihre kleinen Parzellen zum eigenen Nutzen und Gebrauch be-

... zum wirtschaftlichen Zusammenbruch

Die eigene Volkswirtschaft führte im Verlauf der 9 Jahre zu einem Debakel, das sich inzwischen wie ein Konkurs ausnimmt. Drei Gründe sind es, die zum Zusammenbruch der Wirtschaft geführt haben:

- die dogmatisch-sozialistische Wirtschaftsführung;
- die von Südafrika zur Unterminierung Mosambiks im Lande unterhaltene Söldner- und Widerstandsarmee MNR;
- die schon zwei Jahre dauernde Dürre und ein schwerer Wirbelsturm, der im südlichen Küstenbereich verheerende Schäden anrichtete.

Am 16. März 1984 war Mosambik gezwungen, mit dem Erzfeind Südafrika ein Nichtangriffsabkommen in Nkomati abzuschließen. Dieses Abkommen sah erstens die Beendigung von militärischen Aktionen und die Beendigung von Untergrundaktivitäten im jeweils anderen Land vor – Südafrika verpflichtete sich, die MNR (Movement for National Resistance), Mosambik die ANC (African National Congress) nicht mehr zu unterstützen; zweitens wurde die Aufnahme privilegierter Wirtschaftsbeziehungen beschlossen.

Der Zustand des Staates, der vielleicht keiner mehr im klassischen Sinne ist, wird symptomatisch von einem in Maputo kursierenden Witz getroffen: Mosambik gleiche sich dem alten Griechenland zur Zeit der Stadtstaaten an: Maputo/Sparta versus Tete/Athen. Jeder Stadtstaat sorge für sich, innerhalb jeden Stadtstaates sorge die jeweilige Hauptstadt wieder für sich usw. Die früher rigoros weitergeführte Zentralisierung des Landes kann unter diesen Umständen nicht mehr oder nur noch zum Schein aufrechterhalten werden.

Kinder begruben - 46 Kinder von 2000 Einwohnern. Ein eindrucksvoller Moment gemeinsamer Trauer auf diesem Kinderfriedhof: Kindertotenlieder ... Während wir dort an den Gräbern stehen - drei Mosambiker in würdiger Trauer, wir beiden, peinlich, weil nur begierig, die Szene im Bild festzuhalten -, fällt mir ein, daß unsere Aufmerksamkeit im Januar ganze vier Wochen von der peinlichen Affaire um einen angeblich homosexuellen General okkupiert war. Und daß wir in diesem Monat überhaupt keine Zeit hatten, uns um die sterbenden Kinder und Menschen in Mosambik zu kümmern. Das Sahel-Gedicht von Günter Kunert, hundertmal gelesen, kommt mir wie ein Singsang hoch: «Daß solche atmenden Skelette wir/in unseren Armen sanft zur Ruhe trügen/das glaub ich weder dir noch mir-/doch wollen wir uns weiterhin betrügen.» Ja betrügen wir uns oder versuchen wir etwas zu tun? Drei Ambulanzen und Feeding Centres sollen im südlichen Tete aufgebaut werden, je ein Arzt und eine Krankenschwester brauchen wir für die drei Orte Changara, Matara und Chipemberej, alle drei dürfen vor der Fahrt über die Grenze keine Angst haben oder müssen sich diese eigensüchtige Angst wegblasen lassen von dem Entsetzen über die «atmenden Skelette». Wir werden an den drei Orten anfangen - wann? Das hängt wieder von viel bürokratischem Gerangel, vom Notenwechsel zwischen Maputo und Harare ab, weil die eine Regierung die andere um Erlaubnis fragen muß, denn wir werden von der Missionsstation Marymount (Zimbabwe-Territorium) aus operieren wollen, wo deutsche Jesuiten arbeiten. Kennen wir uns? «Wir kennen uns. Und wissen nicht,/ob Mitleid, was wir flüchtig spüren,/ob Angst es ist vorm Weltgericht/vor unser aller Wohnungstüren./ Ob Furcht, wer dieses Sterben sieht/und sich danach ins Leben wendet,/nicht gerade dadurch auf sich zieht,/daß er auf gleiche Weise endet.» Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln

(Komitee Cap-Anamur-Notärzte e. V., D-5210 Troisdorf, Kupferstr. 7, Tel. 02241/46020, Stadtsparkasse Köln, Kontonummer 2222222)

Galilei und kein Ende

Die Entdeckung seiner «wahren» Häresie

Weil Galileo Galilei (1564-1642) in seinem «Dialog über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme» (1632) die kopernikanische Lehre vertreten hatte, wonach die Erde um die Sonne kreist und nicht umgekehrt, wie es der wortgetreuen Interpretation der Bibel entsprechen würde, wurde er vor 350 Jahren von der Kirche verurteilt und zum Abschwören gezwungen. Und weil die Prozeßakten seit langer Zeit publiziert sind und zahlreiche wissenschaftliche Publikationen vorliegen, glaubte man alles über die Affäre Galilei zu wissen. Nun hat kürzlich Pietro Redondi, ein junger italienischer Wissenschaftshistoriker, ein Werk vorgelegt, das die Affäre Galilei in einem neuen Licht erscheinen läßt.1 Ein Dokument, das Redondi entdeckt hat, zeigt, worin Galileis «wahre» Häresie bestanden haben könnte: Er soll durch Abkehr von der aristotelischen Substanz-/Akzidenz-Lehre und durch seine Hinwendung zum damals wieder aufkommenden philosophischen Atomismus das vom Konzil von Trient definierte Dogma der Transsubstantiation in Frage gestellt haben.2

Galilei war bereits 1616 mit der kirchlichen Autorität wegen der

kopernikanischen Lehre in Konflikt geraten. Nach einem Verfahren vor dem Heiligen Offizium wurde er von Robert Bellarmin, dem Kardinalinquisitor, ermahnt, die inkriminierte Lehre künftig weder zu behaupten noch zu lehren oder zu verteidigen (so das Protokoll der Prozeßakten). Anderseits lassen ein Dokument in den sogenannten Decreta sowie ein Brief Bellarmins an Galilei schließen, daß die hypothetische Diskussion des kopernikanischen Systems zwar weiterhin möglich sei, die Wahrheitsbehauptung hingegen zu unterbleiben habe. Galilei akzeptierte diese Ermahnung; schließlich mußte er ja nicht abschwören, und zudem wollte er ein treuer Sohn der Kirche sein und bleiben.

Es begann mit drei Kometen

Ende 1618/Anfang 1619 erschienen nacheinander drei Kometen am Himmel, was eine breite astronomische Diskussion auslöste. Dabei unternahmen die Jesuiten den Versuch, die Theorie des Kopernikus zu widerlegen: Im März 1619 publizierte die Gesellschaft Jesu anonym den Text eines Vortrags über die im Winter erschienenen Kometen, den Pater Orazio Grassi, Mathematikprofessor am Collegio Romano, gehalten hatte. Auf diese Schrift antwortete Galilei durch einen Mittelsmann, seinen Schüler Mario Guiducci. In der Folge eskaliert die Auseinandersetzung: Pater Grassi publiziert unter dem Pseudonym Lotario Sarsi die «Libra astronomica ac philosophica», in der er die wissenschaftliche Polemik überschreitet und ins persönlich Gehässige abgleitet. Darauf beschließen Galileis Freunde in der Accademia dei Lincei die «sarsische» Operation: Es geht darum, unter dem Vorwand des Disputes über die Kometen einen Großangriff auf die intellektuellen Hauptvertreter der in Rom vorherrschenden traditionalistischen Kultur zu starten. Galilei macht sich an die Arbeit; der groben Waage des Lotario Sarsi stellt er den «Saggiatore», die besonders genaue Goldwaage, gegenüber. Galileis Werk durchläuft zuerst eine akademieinterne «Zensur»: sechs Lincei der verschiedensten Fachrichtungen, denen kein philosophischer oder theologischer Aspekt entgehen konnte, der für die gemeinsame Initiative hätte kompromittierend sein können, lesen das Manuskript. Inmitten der Vorbereitungen zur Drucklegung stirbt Papst Gregor XV.; an seine Stelle tritt der Florentiner Maffeo Barberini als Urban VIII. Galileis «Saggiatore» wird eiligst dem neuen Papst gewidmet und diesem am 27. Oktober 1623 offiziell überreicht.

Wie Pater Grassi, alias Lotario Sarsi, Galilei nicht geschont hat, so hält auch dieser vor bissiger Ironie und heftiger Satire nicht zurück. Insbesondere mokiert sich Galilei über die konservative Schulwissenschaft, die keine anderen Argumente als die in den alten Büchern vorgezeichneten anerkennen will. Der Erfolg des «Saggiatore», die Protektion durch den neuen Papst und noch mehr durch dessen Neffen Francesco Barberini, der eben zum Kardinal ernannt worden war, scheinen alles zum Guten zu wenden, obwohl die mächtigen und einflußreichen Jesuiten nicht zu Unrecht über Galilei verärgert sind. In Rom wird Galilei gleich mehrere Male vom Papst empfangen, kann, obwohl er von Urban als «figlio diletto» bezeichnet wird, allerdings eine Rücknahme des Verdikts über den Kopernikanismus von 1616 nicht erreichen. Trotz dieser äußeren Erfolge, so Redondi, beginnen ausgerechnet hier alle Unannehmlichkeiten. Mit dem «Saggiatore» brachte Galilei die Jesuiten in Schwierigkeiten, vor allem einen ihrer tüchtigsten Wissenschaftler, den Pater Orazio Grassi, der unter dem Pseudonym Lotario Sarsi jenes Buch geschrieben hatte, gegen das Galilei so brillant in seinem «Saggiatore» polemisierte. Die Jesuiten werden, eben weil er sich über sie lustig machte, zu erbitterten Gegnern Galileis. Auch Galileis erster Biograph, sein Schüler Lorenzo Viviani, legt den Jesuiten das Unglück des Meisters zur Last. Nach Viviani war vor allem die Polemik um den «Saggiatore» der Grund für «alles Mißgeschick, das den Herrn Galilei von dieser Stunde an bis zu seinen letzten Tagen qualvoll in allen seinen Tätigkeiten verfolgt hat».

¹ Pietro Redondi, Galileo eretico, Verlag Giulio Einaudi, Turin 1983, 463 Seiten, Lit. 25000.

² Transsubstantiation ist die in der Meßfeier geschehende Verwandlung der Substanz des Brotes und Weines in die Substanz des Leibes und Blutes Jesu Christi, wobei aufgrund göttlicher Machteinwirkung nur die sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften = Akzidenzien von Brot und Wein erhalten bleiben. Nach der Lehre des Aristoteles haben Akzidenzien keinen eigenen Selbststand, sie existieren nur in Verbindung mit der Substanz. Nach der Naturphilosophie des Galilei aber besitzen auch die sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften eigenes Sein, was – angewandt auf die Eucharistielehre – bedeuten würde, daß auch nach vollzogener Konsekration noch immer «wirkliches» Brot und «wirklicher» Wein vorhanden wären.

Aber handelte es sich bloß um eine Polemik, wie Viviani schreibt? Daß nämlich der «Saggiatore» beim Heiligen Offizium denunziert worden war, ist durch einen Brief des Galilei-Schülers Mario Guiducci vom 18. April 1625 belegt:

«Erst vor einigen Monaten wurde von einem Geistlichen bei der Kongregation des Heiligen Offiziums beantragt, den «Saggiatore» verbieten oder korrigieren zu lassen. Dem Werk wird vorgeworfen, daß darin die Lehre des Kopernikus über die Bewegung der Erde gutgeheißen werde. Ein Kardinal hat in dieser Angelegenheit die Verpflichtung übernommen, sich über den Fall zu informieren und dann darüber zu berichten. Zum großen Glück übergab er zufällig die Angelegenheit dem Pater Guevara, dem General einer Art von Theatinern, die sich, wie ich glaube, di Minimi» nennen, der dann mit dem Kardinallegat nach Frankreich gereist ist. Guevara las das Werk aufmerksam, und weil es ihm sehr gefallen hat, lobte und rühmte er es gegenüber jenem Kardinal. Überdies hielt er schriftlich einige Verteidigungspunkte fest, wonach er diese Lehre der Bewegung (der Erde, K.L.), auch wenn sie in dem Werk enthalten sein sollte, nicht für verdammenswert halte. ...»

Bei der eingehenden Lektüre des Briefes ist Redondi auf Ungenauigkeiten und Ungereimtheiten gestoßen, die ihn schließlich weiterbrachten. Niemand hat sich bisher um die schriftliche Stellungnahme des Pater Guevara in Sachen Denunziation des «Saggiatore» gekümmert – das schien ja auch nicht notwendig, da später in all den Prozeßakten über Galilei nie von einer Anklage gegen den «Saggiatore» die Rede war. Redondi hat also beim Heiligen Offizium, der heutigen Glaubenskongregation, angefragt, ob sich das Schriftstück von Pater Guevara im Archiv befinde und ob er es sehen dürfe. Tatsächlich fand sich das Dokument, und Redondi durfte es auch einsehen.

Die Denunziation

Bei dem Dokument handelt es sich um ein Manuskript aus den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, das weder datiert noch unterzeichnet ist. Das erste Blatt trägt ein Sigel: G3, das allerdings erst später angebracht worden ist. G3 war alles andere als Pater Guevaras wohlwollendes Gutachten. Ganz im Gegenteil, G3 war eine Anzeige, die allen Anforderungen der damaligen Zeit genügte: genaue Angabe und kurze Umschreibung der inkriminierten Stellen sowie Entwicklung der philosophischen und glaubensmäßigen Probleme, die sich daraus ergeben.

Der Denunziant geht aus von Galileis Darlegung der subjektiven Natur der Wahrnehmungen von Farbe, Geruch, Geschmack sowie dem subjektiven Charakter des Tastsinns einerseits und der Erklärung solcher Erscheinungen durch die «Atome des Anaxagoras oder auch des Demokrit, die er kleinste Partikel nennt ... derart, daß die erwähnten Akzidenzien sich einzig durch die Bezeichnung von den Atomen unterscheiden». Nach dem Denunzianten ist die erste Ansicht philosophisch schlichtweg falsch, während die zweite förmlich häretisch ist, weil unvereinbar mit dem katholischen Glauben und im Gegensatz zur Autorität der theologischen Tradition stehend:

«Wenn man nun diese Philosophie der Akzidenzien (von Galilei, K.L.) als wahr annimmt, scheint mir dies die Existenz der Akzidenzien von Brot und Wein, die im allerheiligsten Sakrament von der eigenen Substanz getrennt sind, in Frage zu stellen. Denn sollte man ebenda die Begriffe und Objekte des Tastens, Sehens, Riechens usw. nach dieser Theorie wiederfinden, müßte man ebenso sagen, daß es auch hier die kleinsten Teilchen seien, mit denen die Substanz des Brotes zuerst unsere Sinne bewegte. Wenn diese Teilchen substantiell sein sollten, wie es Anaxagoras sagt und dem, wie es scheint, auch dieser Autor zustimmt, folgt daraus, daß im Sakrament substantielle Teile von Brot oder Wein enthalten seien, was ein Irrtum ist, der vom Heiligen Konzil von Trient verurteilt worden ist.»

Der «Saggiatore» wurde also nicht, wie so lange angenommen, der Verteidigung des Kopernikanismus beschuldigt, sondern seiner atomistischen Ideen wegen denunziert. Und das war beileibe kein geringer Unterschied. Schließlich war es der Atomismus, der die Transsubstantiation in Frage stellt und die Kardinäle Bellarmin und Borghese (der spätere Paul V.) veranlaßte, Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Das «Verbrechen», dessen Galilei bezichtigt wurde, war also weit schwerwiegender als bisher angenommen. Doch dank der Protektion, deren sich Galilei in der Kurie nach wie vor erfreute, wurde die Angelegenheit niedergeschlagen; es kam zu einem «non luogo a procedere». Redondi schreibt diese anonyme Anzeige dem Jesuitenpater Grassi zu, zumal in dessen Replik auf den «Saggiatore» – 1626 wiederum unter dem Pseudonym Lotario Sarsi publiziert – das Thema der Eucharistie die kopernikanische Frage in den Hintergrund rückt.³

Im Ablauf des Prozesses von 1633 gegen Galileo Galilei entdeckt Redondi zahlreiche Unregelmäßigkeiten. Da wird etwa der Prozeß von Anbeginn an der Jurisdiktion des Heiligen Offiziums entzogen; der Papst betraut mit der Angelegenheit eine Spezialkommission unter dem Vorsitz von Kardinal Barberini, einem Freund Galileis; dieser bemüht sich, die Anklage darauf zu beschränken, daß Galilei in seinem «Dialog» die Ermahnung von 1616 durch Kardinal Bellarmin verletzt habe. Weshalb diese Irregularitäten? Und es waren ja auch nicht die einzigen: Am Nachmittag des 27. April 1633 begibt sich der Richter ohne Zeugen, Schreiber und Advokaten zum Angeklagten, um mit ihm von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Beim folgenden Termin trägt dann Galilei eine Selbstanklage vor, die der offiziellen Beschuldigung des Kopernikanismus folgt, ganz im Gegensatz zu seiner ersten Verteidigungsaktion. Was war geschehen? Man hat immer von Tortur oder ihrer Androhung gesprochen, um diese Wende zu erklären. Reichte es nicht - Redondi spekuliert -, Galilei darauf hinzuweisen, daß eine Denunziation wegen atomistischer Häresie gegen ihn vorliege? Schließlich wußte damals jeder, daß das den Scheiterhaufen bedeuten würde.

«Staatsstreich»-Versuch im Vatikan

Redondi sieht die Erklärung dieser Ungereimtheiten im größeren Rahmen eines «Staatsstreich»-Versuchs im Vatikan. Dazu war es gekommen, weil die Spanier mit immer größerer Eindringlichkeit vom Papst forderten, im tobenden 30jährigen Krieg für die Habsburger und gegen die Franzosen, die mit den antikaiserlichen protestantischen Kräften alliiert waren, Partei zu ergreifen. Im Konsistorium vom 8. März 1632 kam es zur offenen Auseinandersetzung: Kardinal Borgia, ein Förderer der spanischen Partei, beschuldigte den Papst der Toleranz gegenüber der Häresie. Und ein anderer Parteigänger der Spanier, Kardinal Ludovisi, sprach gar offen von der Notwendigkeit, den Papst abzusetzen. So stellte sich das Klima zum Zeitpunkt dar, da mit der Untersuchung gegen den «Dialog» begonnen wurde. Urban VIII. blieb keine andere Wahl: entweder eine exemplarische Strafe für den Häretiker Galilei oder ein Staatsstreich gegen ihn, den Papst, der Galilei immer beschützt hatte. Aus diesem Grund die Kommission, die die Anklage auf Galileis Verteidigung des Kopernikus beschränkt. Schließlich wissen wir aus einem Brief des Kardinal Barberini vom 25. September 1632, daß zumindest Eingeweihten mehr vorlag: «Nachdem wir in den Werken Galileis einige verdächtige Sachen entdeckt haben ...» Und Galilei scheint nach dem Privatissimum mit seinem Richter eingesehen zu haben, daß es besser und weniger gefährlich sei, «kopernikanisch mitzuspielen» als zum echten Häretiker-Opfer der Spanierpartei zu werden.

³ Eben jetzt (Juli 1984) haben das Vatikanische Geheimarchiv und die päpstliche Akademie der Wissenschaften «Die Dokumente des Prozesses Galileo Galilei» neu herausgegeben. Nach Aussage des Präfekten des Geheimarchivs ist die Ausgabe sicherer und vollständiger als die vorhergehenden, insbesondere gäbe es jetzt nichts mehr Geheimes zum Fall Galilei im Geheimarchiv des Vatikans. In der neuen Ausgabe finden sich sechs bisher unveröffentlichte Dokumente des Heiligen Offiziums, u.a. das hier erwähnte. Bei der Überprüfung des Papiers, auf dem Galilei denunziert wurde, ergab sich, daß es mit dem Wasserzeichen des Wappens eines hohen kirchlichen Würdenträgers versehen ist, was – nach dem Präsidenten der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, Prof. Carlos Chagas – die Jesuiten von der Denunziation Galileis entlasten würde. Wie weit diese Aussage die Gesamthypothese Redondis zu korrigieren vermag, bleibt im Augenblick offen. Vgl. Oss. Rom. 16./17.7.84, S. 30. (Red.)

Der Papst rettete Galileis Kopf und damit auch seinen eigenen: Galilei wurde «nur» zum Abschwören und lebenslangem Kerker verurteilt. Auf Anordnung des Papstes wurde die Strafe in unbefristeten Hausarrest in Galileis Landhaus bei Florenz umgewandelt.

Redondi hat ein spannendes und informatives Buch geschrieben. Mit viel Einfühlungsvermögen und Spürsinn findet er jene Indizien, die Verlauf und Hergang des Prozesses von 1633 besser erklären können, auch wenn – wie er selber sagt – sein Ergebnis nicht alle Fragen löst. Höchst informativ ist, was er aus der Fülle seines Wissens über die Kultur und Zivilisation des 17. Jahrhunderts ausbreitet und wie er das Drama zwischen gegenreformatorischem Glauben und wissenschaftlicher Revolution schildert. Nicht unerwähnt darf schließlich die Meinung Redondis bleiben, Rom sollte den Prozeß Galilei nicht neu angehen. Der Prozeß war letztlich ein politischer Prozeß, und als solcher entziehe er sich einer klassisch-juristischen Analyse.

Klaus Litwan, Sarnen

Assisi rettete Juden

Die Haltung der katholischen Kirche während des Zweiten Weltkriegs angesichts der nazistischen Judenverfolgung ist in den vergangenen Jahren immer wieder kritisiert worden. So greift man mit einer gewissen Spannung nach dem Buch von Alexander Ramati «Der Assisi-Untergrund»¹, in welchem der Autor anhand eingehender Recherchen darstellt, wie auf Anordnung der katholischen Kirchenleitung hin vielen Juden in Italien nach der Machtübernahme der Nazis 1943 konkret geholfen worden ist.

Alexander Ramati, ein Jude polnischer Herkunft, gehörte als Kriegsberichterstatter der polnischen Anders-Armee zu den ersten, die 1944 das von der deutschen Wehrmacht geräumte Assisi betraten. Dabei vernahm er erstmals und aus dem Munde der direkt Beteiligten die Geschichte von der Errettung vieler Juden durch die Aktivitäten der katholischen Kirche. Für Ramati ist es kein Zufall, daß in Italien immerhin 80 Prozent der Juden den Nazi-Terror überlebten, während es im übrigen Europa (von Dänemark abgesehen) genau umgekehrt war, inso-

Die nächste Ausgabe erscheint am 31. August als zweite Ferien-Doppelnummer.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebneter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymund Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760 Bestellungen. Abonnemente: Administration

Bestellungen, Abonnemente: Administration Einzahlungen: «Orientierung, Zürich» Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge Konto Nr. 0842-556967-61 Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070)

Konto Nr. 6290-700 Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Jahresabonnement 1984:

Schweiz: Fr. 35.- / Studenten Fr. 25.50

Deutschland: DM 43,- / Studenten DM 29,50
Österreich: öS 330,- / Studenten öS 215,Übrige Länder: sFr. 35.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 50,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern
mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)
Einzelexemplar: Fr. 2.50 / DM 3,- / öS 22,-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

fern 80 Prozent der Juden ihr Leben verloren. 1972 machte sich Ramati daran, die Geschichte dieser Rettungsaktion für die Juden in Italien am Beispiel von Assisi zu beschreiben. Er stützte sich dabei auf längere intensive Gespräche mit dem Franziskanerpater Rufino Niccacci, einem der Hauptverantwortlichen für die damalige Bewahrung jüdischen Lebens in Assisi. Das auf diese Weise entstandene Buch ist denn auch in der Ich-Form, als Erzählung von Pater Rufino, geschrieben.

Nächstenliebe im Untergrund

Dieses Buch liest man am liebsten gleich in einem Zuge, obwohl oder gerade weil der Bericht so erfrischend einfach und beinahe naiv wirkt. Man wird von der Unmittelbarkeit gepackt, mit der das Geschehen erzählt wird. Die Dramatik liegt in der Sache selbst. Da gibt es kein falsches Helden- oder Märtyrerpathos, keine ideologischen Verzeichnungen. Es dominiert die schlichte Menschlichkeit, die selbst dem Gegner, wo immer möglich, positive Seiten zuerkennt. Der Franziskaner Rufino und seine Mitakteure sind im Grunde genommen Helden wider Willen. Rufino Niccacci beschreibt dies rückblickend so (S. 9):

«Ein paar Stunden, nachdem ich die Nachricht vom Fall Roms gehört hatte, änderte sich mit einem Schlag mein ganzes Leben. Ich sollte ein Lügner und Betrüger werden – für eine gute Sache zwar, gewiß, aber doch ein Sünder, obwohl ich inzwischen sicherlich längst meinen Frieden mit Gott gemacht habe und Er mir meine Vergehen wohl vergeben hat. Alle diese Dinge haben sich vor fünfunddreißig Jahren ereignet, aber für mich sind sie so lebendig, als wären sie gestern geschehen. Vielleicht, weil es das aufregendste Jahr meines Lebens war, in dem mir mehr abverlangt wurde als je sonst in meinem im übrigen nicht sehr ereignisreichen Leben.»

Wie diese Einleitung ist der ganze Bericht. Man merkt es überall, daß sich der Erzähler auf seine Leistungen nichts einbildet. Er wurde, beinahe zufällig und ungewollt, ein wichtiges Werkzeug bei der Errettung der Juden in Assisi. Hunderte verdankten ihm und seinen Mitstreitern ihr Leben. Dabei wußten weder seine Helfer noch er selbst im Grunde genommen, was ein Jude war, denn bis zum deutschen Einfall hatte es in Assisi gar keine Juden gegeben. Allein schon die Beschreibung des erzwungenen Kennenlernens ist ein Meisterstück. Denn Rufino tut stets nur seine Pflicht, gelegentlich sogar sehr widerwillig, denn er hat manchmal nicht weniger Angst als die ihm anvertrauten Juden. Und er gesteht diese Angst auch unumwunden ein. Da ist nicht von hohen Prinzipien die Rede, es sei denn – ganz schlicht und indirekt – von praktizierter Nächstenliebe.

Dies mag gerade auch manchen katholischen Leser trösten. Die oberste Kirchenleitung hat zwar geschwiegen – und vielleicht mußte sie das auch –, aber an Ort und Stelle haben die einzelnen Kirchenleute gehandelt, von Kardinal Elia dalla Costa in Florenz bis zu den Klarissen in Assisi, die sich schließlich sogar zur Öffnung ihrer Klausur bereit fanden, um bedrohte jüdische Flüchtlinge zu retten. Kein einziger Jude in Assisi hat in den Monaten der deutschen Okkupation sein Leben verloren. Und dazu hat auch die Bevölkerung, Gläubige wie Nichtgläubige, beigetragen, der deutsche Ortskommandant miteingeschlossen. Es scheint, daß Assisi auch unmittelbar den Dank dafür empfing, indem es beim Rückzug der Wehrmacht von der Zerstörung verschont blieb. Die Erklärung Assisis zur offenen Stadt sei das Werk zweier geretteter Juden gewesen, heißt es.

Neun Monate, vom September 1943 bis zum Juni 1944, beschreibt das Buch, neun Monate, die ein Lehrstück darstellen, das deshalb besonders beeindruckt, weil es gar nicht als solches beabsichtigt scheint. Die Handelnden sind alle Menschen, gute und böse, aber Menschen. Denjenigen unter ihnen, die im entscheidenden Augenblick ihre Güte offenbarten, hat Ramati mit seinem Buch eine Reverenz erwiesen. Und diese Ehrbezeugung bleibt für den Leser ein beglückendes Erlebnis. Robert Hotz

¹ Alexander Ramati, Der Assisi-Untergrund. Assisi und die Nazi-Besetzung nach dem Bericht von Pater Rufino Niccacci. Lev Roitman-Verlag, München 1984, 204 Seiten (engl. Original: The Assisi Underground, 1978).